STEVE HOLLASKY

FREI & GLEICH

Die Menschen im Urkommunismus

manifest.
geschichte des widerstands.

In der Edition **geschichte des widerstands.** veröffentlichen wir Bücher mit einem historischen oder biographischen Schwerpunkt.

2. Auflage, 2022

Manifest Verlag (Arnsburg, Koschitzki, Sol e.V. GbR)
Dieffenbachstr. 17, 10967 Berlin
Telefon: (030) 24 72 38 02
Email: info@manifest–verlag.de
Internet: www.manifest–verlag.de
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagfoto: Felsmalerei im Tassili n'Ajjer, Sahara, Algerien, CC 2.0 by Gruban, 15. April 2006

Satz und Umschlaggestaltung: René Arnsburg, Tom Hoffmann
Druck: www.druckterminal.de
KDD Kompetenzzentrum Digital–Druck GmbH
Leopoldstraße 68 * D–90439 Nürnberg

ISBN 978-3-96156-107-0

Inhaltsangabe

Vorwort 4

Urkommunismus? 7

Es hatte Hand und Fuß 13

Unser ungeliebter Bruder und der Genozid 33

Das »natürliche Verhältnis zwischen den Geschlechtern« 50

Nomadische Liekedeeler*innen 60

Revolution oder Konterrevolution? 79

Anatoliens neolithische Kommunist*innen 88

Europas egalitäre Bauern 103

Nur das Ungeheuer verhindert das Ungeheuerliche? 118

Sozialer Wohnungsbau am Indus 132

Herrschaft der Männer 139

Das Schlachten beginnt 146

Feuersbrunst 161

Kann man aus der Geschichte lernen? 171

Anhang 176

Vorwort

»Der Mensch ist zu schlecht für den Sozialismus!« Dieses Argument kennen die meisten Sozialist*innen aus Diskussionen, Meistens wird es vorgebracht, wenn alle anderen Argumente ausgegangen sind. Die Quintessenz dieses Buchs ist eine andere: Der Mensch kann in Freiheit und Gleichheit leben – und hat es lange Phasen seiner Existenz getan.

Von unserem Autor, dem Dresdner Lehrer und Sol-Bundesvorstandsmitglied Steve Hollasky, sind im Manifest-Verlag schon verschiedene Bücher erschienen, in diesem Jahr ein Buch über den Überfall Nazi-Deutschlands auf die Sowjetunion im Jahr 1941 (»Der Fall Barbarossa«), eine Biographie über den russischen Anarchisten Nestor Machno ist in Planung.

In diesem Buch geht er der Frage nach, ob es das, was Marxist*innen den Urkommunismus nennen, gab – eine Gesellschaftsform in der Frühgeschichte der Menschheit, die keine Klassen, keine patriarchalischen Verhältnisse, keinen Staat kannte. Herausgekommen ist ein Buch, dass nicht nur lehrreich, sondern auch spannend ist. Hollasky verarbeitet Fachliteratur und zahlreiche Gespräche mit Archäolog*innen und Fachleuten und beschreibt, weshalb die archäologischen Erkenntnisse genau diesen Schluss zulassen: der Mensch ist nicht von Natur aus »schlecht«. Unterdrückung, das Führen von Kriegen, Selbstsucht, die Unterdrückung der Frau liegen nicht in seiner DNA begründet, sondern in den gesellschaftlichen Verhältnissen, die sich auf Basis der Entwicklung der Produktionsverhältnisse über tausende Jahre entwickelt haben.

Geschlechterverhältnisse

Dabei nimmt uns Hollasky mit auf eine Reise durch die Frühgeschichte der Menschheit, stellt die unterschiedlichen

Menschen- und Vormenschenarten dar, erklärt die Rolle der Arbeit bei der Menschwerdung des Affen und beschreibt detailliert Gesellschaften, die keine Klassen und keine Ungleichheit kannten.

Er erklärt, weshalb die gängige Annahme, die Männer der menschlichen Frühgeschichte seien die Jäger und Kämpfer, die Frauen die Sammlerinnen und Kinderaufseherinnen gewesen, dem Stand der Geschichtswissenschaft nicht standhält. Frauen waren auch Jägerinnen, Kriegerinnen und sogar hochrangige Wikingerinnen. Der Autor schlussfolgert:

> *»Im Paläolithikum und Neolithikum, auch das scheint sich mehr und mehr wissenschaftlich belegen zu lassen, war das Zusammenleben von Frauen und Männern von Gleichberechtigung geprägt gewesen zu sein. Das ›natürliche Verhältnis der Geschlechter‹ ist weit von dem entfernt, was Björn Höcke sich darunter vorstellt. Die Frau, die mit einem Bogen auf dem Rücken und Pfeilen in der Hand auf Beute lauerte, die zusammen mit anderen Frauen und Männern Tieren hinterher setzte, gehört wohl genauso zu dieser Realität wie die Ehe in Gruppen oder das Zusammenleben auf Zeit. Wer sich auf das Ideal der bürgerlichen Ehe oder auf die Frau als sanftmütiges und hingebungsvolles Wesen, dessen Fokus auf der Erziehung der Kinder und der Haushalt liegt, berufen will, tut gut daran angebliche Belege für diese Art von sexistischem Unsinn nicht in Paläolithikum, Mesolithikum oder Neolithikum zu suchen.«*

Catal Höyük

In »Frei & Gleich« werden unterschiedliche Gesellschaften der menschlichen Frühgeschichte dargestellt. Von den Liekedeeler*innen, die nomadisch lebten über die »Bandkeramiker*innen und die egalitäre Gesellschaft Skara Braes im heutigen England bis zur Tripolje-Kultur Majdanetskes – alles Gesellschaften, die keine Klassenunterschiede und staatliche Repressionsorgane kannten. Von besonderer Faszination ist

in diesem Zusammenhang Catal Höyük im heutigen Anatolien. Nicht nur weil die reichhaltigen archäologischen Funde ein anschauliches Bild des Lebens der Zehntausenden in dieser neolithischen Großsiedlung lebenden Menschen ermöglichen, sondern weil es gute Gründe für die Annahme gibt, dass die egalitäre Gesellschaft Catal Höyüks Ergebnis eines revolutionären Aufstands gegen die Klassenunterdrückung, die vor ihrem Bestehen bestand, war. »Neolithische Kommunist*innen« nennt Hollasky dementsprechend die Menschen Catal Höyüks.

Bedeutung

Das Fazit Hollaskys ist eindeutig: Ja, es gab ihn, den Urkommunismus! Das ist jedoch nicht nur eine interessante historische Erkenntnis. Sie sagt uns etwas über die so oft diskutierte »Natur des Menschen« und beantwortet letztlich auch die Eingangsfrage, ob der Mensch zu schlecht für den Sozialismus sei. Denn wenn die Menschen in ihrer Frühgeschichte, auf primitivstem Kultur- und Produktivitätsniveau, frei und gleich leben konnte, gibt es keinen Grund, weshalb dies unter heutigen Bedingungen nicht möglich sein sollte. Die Macht- und Eigentumsverhältnisse müssten dazu jedoch verändert werden. Die neolithischen Kommunist*innen zeigten auch: sie können verändert werden!

Berlin, den 2. Juli 2021
Sascha Staničić

Urkommunismus?

Es war im Jahr 2010, als sich Thilo Sarrazin mit seinem Buch »Deutschland schafft sich ab« nicht nur einfach eine goldene Nase verdiente, sondern die Menschen polarisierte. Seine Lesungen waren prall gefüllt, ebenso wie es Sarrazins Geldbeutel nach Erscheinen seines mehr als 400 Seiten dicken Werkes gewesen sein dürfte. Doch auch vor den Gebäuden, in denen seine Veranstaltungen abliefen, kamen Hunderte zusammen, um gegen seine Thesen zu demonstrieren.

Und die hatten es in sich: Gerade arabischstämmige Migrant*innen seien intellektuell weniger befähigt als Menschen, die in Deutschland geboren wurden. Arme Menschen, so suggerierte Sarrazin in seinem Buch gern, sind an ihrer Situation selbst schuld. Nicht wer arm ist, greift zur Frustbewältigung besonders häufig zur Flasche. Nein, wer ein Alkoholproblem hat, der wird eben arm. Wobei es wirkliche Armut nicht gibt, das behaupte lediglich eine Armutsindustrie, die an ihren Hilfsangeboten verdiene.

Deutschlands Rechte klatschte jubelnd in die Hände, der ernst zu nehmende Teil der Sozialwissenschaft schüttelte, ob der Verdrehung von Kausalitäten und der nicht häufig vollkommen falschen Darstellung von Zahlen und Zusammenhängen, den Kopf und linke und antirassistische Aktivist*innen riefen zum Protest.

Soziale Ungleichheiten in Gesellschaften, so Sarrazins feste Überzeugung, habe es »zu allen Zeiten« gegeben. Gemeinschaften wären immer »geschichtet« gewesen. In seiner nur wenige Monate nach Sarrazins Buch erschienen Antwort »Anti-Sarrazin«, widerspricht Sascha Staničić einer solchen Darstellungsweise, nach der »die Existenz von Klassen« schon immer ein Merkmal von Gesellschaften gewesen sei.

»Denn in der Frühgeschichte der Menschheit gab es nach Erkenntnissen der Archäologie und Geschichtswissenschaften Gesellschaftsformen, die keine Klassendifferenzierung kannten und in der es nicht nur soziale Gleichheit gab, sondern auch daraus sich ergebende harmonische Lebensverhältnisse«, so Staničić.

»Soziale Gleichheit?« »Harmonische Lebensverhältnisse?« Auch mit einem Namen kann der Autor aufwarten: Çatal Höyük, eine Großsiedlung in Ostanatolien. Mehr als 1.000 Jahre hindurch hätten Menschen dort egalitär gelebt, weiß Staničić zu berichten.

Ist das der »Urkommunismus«, den Friedrich Engels in seinem Buch »Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates« den »alten Kommunismus« nannte? Jene Art des Zusammenlebens, von der Engels in »Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates« einmal erklärt hatte, sie sei von einer »in all ihrer Kindlichkeit und Einfachheit« wunderbaren Verfassung gekennzeichnet gewesen. Diese »Gentilverfassung«, in der die eigene Sippe der eigentliche Bezugspunkt der menschlichen Gemeinschaft war, sei »ohne Soldaten, Gendarmerie und Polizisten, ohne Adel, Könige, Statthalter, Präfekten oder Richter, ohne Gefängnisse« ausgekommen. Den entscheidenden Grundsatz erblickte Engels darin, dass alle »gleich und frei« gewesen seien, »auch die Weiber«, wie er es in der Sprache seiner Zeit ausdrückt.

Keine Polizist*innen, keine Armee und folglich auch keine Kriege; kein Reich und Arm? Sollte das die Wahrheit über das Zusammenleben unserer Vorfahren sein? Der Urkommunismus als verlorenes, aber im Grunde doch – wenn man so will – natürliches Prinzip unseres Zusammenlebens?

Die Arbeitsgemeinschaft Kriegsursachenforschung an der Universität Hamburg (AKUF) versucht umfassend über bewaffnete Konflikte weltweit zu berichten. Allein zwischen dem Ende des Zweiten Weltkriegs und dem Jahr 2014 sollen sich laut einer Zählung von AKUF nicht weniger als 249 Kriege ereignet haben. Auf eine Welt ohne Waffen lässt ihre

Berechnung wenig Hoffnung: Im Schnitt brachen jedes Jahr mehr als drei Kriege aus.

Angesichts der Verteilung von Vermögen und Einkommen fällt es schwer auf eine Welt der Gleichen, in der Armut und Reichtum nicht Teil der gesellschaftlichen Normalität sind, zu hoffen.

Der »Urkommunismus« also ein schönes Märchen? Wie jenes vom Schlaraffenland oder der goldenen Stadt El Dorado in Südamerika, die die Träume und Begehrlichkeiten der aus Europa stammenden Eroberer geweckt hatte. War der »Urkommunismus« auch nicht mehr als das?

Wer über den »Urkommunismus« etwas erfahren will, der muss zu Bernhard Brosius gehen. Der in Rheinland-Pfalz lebende Brosius betreibt die Seite urkommunismus.de. Für ihn ist der »Urkommunismus« weit mehr als eine nette Erzählung. In Ostanatolien hätten vor gut 9.000 Jahren Menschen als Gleiche miteinander gelebt, erklärt er im Gespräch. Auch lange vorher, im Paläolithikum, der Altsteinzeit, in der Menschen als Jäger*innen und Sammler*innen umherzogen, seien menschliche Gemeinschaften egalitär gewesen, so Brosius. Einen Befund, den er auch auf das Neolithikum ausgeweitet wissen will.

> »*Was das Mesolithikum betrifft, die Zeit zwischen Alt- und Jungsteinzeit, da habe ich eine andere Meinung, da gab es sehr wohl soziale Unterschiede*«, erläutert der Autodidakt, der von Hause aus eigentlich Chemiker ist.

Paläolithikum, Mesolithikum, Neolithikum,[1] Brosius kennt sich in der Ur- und Frühgeschichte aus wie in seiner Westen-

1 **Paläolithikum:** Altsteinzeit, etwa 600.000 – 10.000 v. u. Z. Leitet sich von der häufigen Verwendung von Stein als Rohmaterial für Werkzeuge u.a. Gebrauchsgegenstände ab, die die Funde aus dieser Zeit nahelegen. **Mesolithikum:** Mittelsteinzeit, etwa 10.000 bis 5.300 v. u. Z. Nach dem Ende der Eiszeit verschwindet das Großwild. Zudem werden weite Teile Europas wieder von Wald bedeckt. Folglich müssen die Wildbeuter*innen andere Tiere jagen, was eine andere Lebensweise entstehen lässt. **Neolithikum:** Jungsteinzeit, Der Beginn liegt zeitlich nach der Sesshaftwerdung des Menschen und damit je nach Region zu verschiedenen Zeiten (9.500 v. u. Z. im Gebiet des nahen Ostens, Mitteleuropa etwa 5.800 v. u. Z.).

tasche. Angefangen habe für ihn alles mit dem Buch des britischen Prähistorikers James Mellaart über die Ausgrabung von Çatal Höyük, den Ort, über den Staničić in seiner Antwort auf die reaktionären Thesen Sarrazins geschrieben hatte. Brosius war über das Buch im Regal einer Handlung gestolpert, in der er 1967 gearbeitet hatte. Eine Stadt sei Çatal Höyük nicht gewesen, eher eine schier gigantische Siedlung, so Brosius. Und ja, es war ein Ort der Gleichen.

Sei der Ort der einzige gewesen, in dem nach der Sesshaftwerdung des Menschen egalitäre Gemeinschaften gelebt hätten? Beileibe nicht. Den »Urkommunismus«, die Gesellschaft, in der Menschen in sozialer Gleichheit, Eintracht und Harmonie, ohne Kriege und große Gewaltvorfälle gemeinsam leben würden, habe es nicht allein an dieser einen Stelle gegeben. Ganz im Gegenteil.

Natürlich, wenn ein Archäologe ungünstigerweise durch Grabungen eine Kultur erschließe, in der es zu bestimmten Zeiten Hierarchien und soziale Ungleichheit gegeben habe, dann werde er vielleicht zu dem Schluss kommen, dass es eben seit jeher so gewesen sei, erläutert Brosius. Dabei übersehe er dann eventuell die Zeiten vorher und danach, in denen es ganz anders war, so könnten dann Trugschlüsse entstehen.

Es ist kurios: Detlef Gronenbruch vom Römisch-Germanischen Zentralmuseum in Mainz hatte in der Unterhaltung mit dem Autor den Sachverhalt ganz ähnlich dargestellt. Nur nutzte er umgekehrte Vorzeichen. Wenn ein Archäologe durch Zufall eine Kultur erschließe, die egalitär gelebt habe, dann bemerke er vielleicht nicht, dass es in Zeiten davor und danach eher ungleich zuging. Soziale Gleichheit, so Gronenbruch sei eher das Ergebnis des Zusammenbruchs hierarchischer Gesellschaften. Dann herrsche mitunter soziale Gleichheit, bis sich das System von Neuem ordne. Aber, so Gronenburch, es werde sich ordnen, jedes System habe den Hang dazu. Das einzusehen falle ihm schwer, aber wahrscheinlich sei es so.

Für Peter Neukirch, den Leiter des Dresdner Georg-Palitzsch-Museums geht auf die Frage, ob das Leben der Men-

schen eine Phase ohne Hierarchien und in sozialer Gleichheit gekannt habe, eher in die falsche Richtung. »Hierarchien mit Zweck« wären sinnvolle Ordnungsstrukturen, auch für Gesellschaften, die auf Sippen beruhen. Dass Frauen und Männer aufgrund ihrer »biologischen Mitgift« verschiedene Aufgaben zu erledigen hätten, wäre sicherlich kein Problem. Man könne einfach unterschiedliche Qualitäten in gesellschaftliches Zusammenleben einbringen.

Auch Thomas Westphalen vom Landesamt für Archäologie in Sachsen tut sich mit dem Begriff des »egalitären Neolithikums« eher schwer. Das könne man so nicht sagen, bemerkt er im Gespräch.

Geprägt hatte den Begriff einst der marxistische Archäologe Vere Gordon Childe, dessen Ausgrabungen nicht selten erstaunliche Funde offenbarten. Hinter der Vokabel des »egalitären Neolithikums« verbirgt sich bei ihm das Zusammenleben der ersten sesshaften Bäuerinnen und Bauern in Gemeinschaften der Gleichen.

Eine Interpretation, der Bernhard Brosius gern zustimmt. Childe ist für ihn nach wie vor ein Ideengeber.

Aber ist diese Position richtig? War die urkommunistische Phase des Zusammenlebens der Menschheit mehr als ein schöner Traum, mehr als eine angenehme Vorstellung? Und wenn sie Realität gewesen ist, gibt sie dann Antworten auf Fragen, denen wir uns heute noch immer stellen müssen?

Will man dieser Frage wirklich versuchen auf den Grund zu gehen, muss man sehr weit zurückgehen. In eine Zeit, in der menschliche Wesen der heutigen Menschenform ähnelten, aber ihre Erscheinung der unseren nicht gleich war. In eine Zeit, in der sesshafte Bäuerinnen und Bauern in Langhäusern lebten oder Siedlungen errichteten, in denen man auf den Dächern der Häuser statt auf Straßen und Plätzen lebte. In eine Zeit, in der Tote in den Wänden von Wohnhäusern zu Grabe getragen wurden, weil man die Ahnen weiter um sich haben wollte.

In eine Zeit, in der Menschen die von ihnen hergestellten Werkzeuge und die von ihnen geschaffene Kunst zurückließen, so dass wir sie heute wie einen Gruß entfernter Verwandter aus dem Boden holen und in Höhlen erschließen. Alle diese Hinterlassenschaften sind kleine Rätsel, deren Entschlüsselung uns der Antwort auf die eine große Frage näherbringen: Gehört das Leben in Gesellschaft, die hierarchisch organisiert sind zu unserem Wesen? Liegt uns das Kriegführen im Blut? Ist uns das Streben nach dem eigenen Vorteil in unser Erbgut tätowiert worden?

Oder gab es doch eine andere Zeit? Eine Zeit, in der sich die Menschen als Menschen, als Schwestern und Brüder, als Gleiche begegneten? Gab es ihn, den »Urkommunismus?«

Es hatte Hand und Fuß

»Herr Professor, ganz im Ernst, bei was von dem, was sie uns erzählen, kann man denn sicher sein, dass es wirklich so war?«

Die Frage eines Dresdner Studierenden während einer Übung zur griechischen Antike irgendwann im Wintersemester 2004 veranlasste den Angesprochenen nicht nur zu einem leichten Lächeln, sondern auch zur Darbietung einer sehr aufschlussreichen Geschichte. Man solle sich einmal vorstellen, dass die Menschheit es nun doch endlich geschafft und sich gegenseitig vernichtet habe. Und dann, so spekulierte der Professor für alte Geschichte weiter, landeten Außerirdische auf der Erde, um das Leben der unglückseligen Spezies näher zu beleuchten. Frisch würden sie ans Werk gehen und Ausgrabungen an gleich mehreren Stellen unseres Planeten anstrengen. In ihrem Streben würden sie dann Coca-Cola-Dosen und Pepsi-Cola-Dosen freilegen. Daraus würden sie dann wohl den Schluss ziehen, mutmaßte der Professor, dass den Blauen Planeten dereinst zwei Völker ihre Heimat genannt haben müssten: Die Coca-Cola-Trinker*innen und die Pepsi-Cola-Trinker*innen. Deren Ausbreitung sei anhand der Verbreitung der Dosen leicht feststellbar. Und dort, wo die ausgegrabenen Dosen beschädigt wären, dort würden die wissbegierigen Besucher Kriege und Konflikte vermuten. *»Etwa auf der Stufe sind wir bei der alten Geschichte«*, hielt der Professor trocken fest.

Die Erzählung mochte die Zuhörenden erheitert haben, ihre Grundaussage war durchaus zutreffend. Nur, wenn man über die griechische Antike diese Feststellung machen muss, die laut

jüngster Untersuchungen der Österreichischen Akademie der Wissenschaften gegen 900 v. u. Z. begonnen haben dürfte, dann wird es bezüglich aller Aussagen über weit vorher liegende Zeiträume wahrscheinlich noch schwieriger. Auf der Suche nach der »natürlichen Form« des menschlichen Zusammenlebens muss man jedoch weit vor dem Einsetzen der Antike beginnen. Wenn man ergründen will, ob das Leben in Hierarchien, ob Armut und Reichtum, Konflikte und Kriege zum menschlichen Naturell gehören, sollte man den Menschen als Ganzes betrachten. Das bedeutet jedoch in eine Zeit weit vor dem Römischen Reich oder den griechischen Stadtstaaten zurückzureisen.

Der Mensch ist mehr als eineinhalb Millionen Jahre alt. Sogenannte Vormenschen sind sogar noch älter. Will man wissen, was ihn ausmacht, muss man bis zu seinen Anfängen zurückgehen. In eine Zeit, die uns im Rückblick oft genug dunkel und primitiv erscheint und über deren Menschen wir nicht selten ein entsprechendes Urteil fällen. Dabei waren unsere Vorfahren vielfältig. Sie waren mutige Entdecker*innen, kluge Problemlöser*innen, solidarische Gemeinschaftswesen und im Grunde auch entschlossene Revolutionär*innen.

Friedrich Engels vermutete lange bevor archäologische Funde diese These hätten untermauern können, dass *»zunächst durch ihre Lebensweise veranlasst«*, Affen begonnen hätten *»sich der Beihülfe der Hände beim Gehen zu entwöhnen und einen mehr und mehr aufrechten Gang anzunehmen.«*

Bisher ist nicht klar, welches Wesen aus welchen Gründen diesen Schritt ging. Doch wer auch immer sich hierzu motiviert sah, tat ein wahrhaft revolutionäres Werk. Nichts würde so bleiben wie bisher, nachdem der aufrechte Gang sich erst einmal durchgesetzt hatte. Alles würde anders werden! Die Vertreterin einer Spezies, die diesen Schritt unwiderruflich gegangen war, wurde 1974 in Äthiopien ausgegraben. Die verzückten Archäolog*innen nannten sie einfach Lucy, nach dem bekannten Beatles-Song, der zufällig im Radio lief, als sie mit der frohen Botschaft eines bahnbrechenden Fundes ins Camp zurückkamen.

Lucy und die kleine gut ein Viertel Jahrhundert später ausgegrabene, erst dreijährige Selam gehörten zu den Australopithecus afarensis.[2] Die Tode beider waren gewiss prähistorische Dramen, für die Wissenschaft unserer Tage waren sie wahre Goldgruben.

Man würde sie wohl kaum von einem Affen unterscheiden können, begegnete man ihnen in freier Wildbahn. Ihre Gesichtsform, mit den vorgeschobenen Kiefern, dem flachen Schädel, der ein nur kleines Gehirn von etwa 440 Kubikzentimetern Größe beherbergte, die Oberaugenwülste, die im Verhältnis zu den Beinen sehr langen Arme, die ausgeprägte Körperbehaarung, all das würde es uns sehr schwer machen in den urwüchsigen Gesichtern so etwas wie Verwandtschaft erkennen zu können.

Und dennoch waren Lucy und Selam Vormenschen. Ihre Wirbelsäule endete nicht an ihren Hinterköpfen, sondern an der Unterseite des Schädels, die Wirbelsäule war, wie bei uns heute, bereits wie ein S geformt und ihre großen Zehen waren stärker nach vorn ausgerichtet und erleichterten damit das Abrollen über den Ballen. Vom Affen waren Lucy und Selam weiter entfernt, als sie uns nahe waren.

Nur weshalb hatten sie oder ihre Vorfahren sich einst aufgerichtet? Angenehm ist das, was sie uns damit vererbten zunächst nicht. Der aufrechte Gang erhöht die Belastung unserer Wirbelsäule und unserer Knie und macht beide anfälliger für Erkrankungen. Geburten gestalten sich durch diese Art der Fortbewegung weitaus schmerzhafter. Durch das Absenken des Kehlkopfes steigt statistisch sogar das Risiko beim Essen zu ersticken. Und Feinden bieten wir in direkten körperlichen Auseinandersetzungen nicht nur einfach eine größere Trefferfläche, sondern auch noch die Möglichkeit sehr sensible Körperstellen zu verletzen.

Deutet man den aufrechten Gang als eine Art prähistorische Revolution, scheint angesichts der aufgezählten Nach-

2 **Australopithecus afarensis:** Aufrecht gehender Menschenaffe, auch als Vormensch bezeichnet.

teile Kurt Tucholskys Zitat plausibel, der seinerzeit daraufhin wies, dass das Wort Revolution entsprechend seiner lateinischen Abstammung zunächst einmal zurückrollen bedeutet. Wenn sich der aufrechte Gang von den ersten Australopithecinen, die wahrscheinlich noch nicht aufrecht liefen, in hunderttausenden Jahren dennoch durchgesetzt hat, dann, weil er den Australopithecinen enorme Vorteile beschert haben musste. Nur welche?

Verglichen mit Schimpansen bewegen wir uns weitaus energiesparender. Auf zwei Beinen zu laufen könnte somit ökonomische Ursachen gehabt haben. Zudem könnte auch die schier unerträgliche Hitze vor mehr als drei Millionen Jahren dafür gesorgt haben, dass sich unsere Vorfahren aufrichteten. Auf zwei Beinen boten unsere Vorfahren der Sonne weniger Fläche, die sie erhitzen konnte. Geht man auf zwei Beinen, scheint die Sonne im Wesentlichen auf Kopf und Schultern. Wenn man auf Füßen und Händen läuft erwärmt die gelbe Kugel am Himmel auch noch den Rücken.

Viel wahrscheinlicher ist jedoch, dass der aufrechte Gang eine Reaktion auf eine klimatische Veränderung in jener Zeit war. Afrika trocknete aus. Der dichtbewaldete Dschungel wandelte sich zu Savannen. Zwischen einzelnstehenden Bäumen wucherte hohes, trockenes Gras. Wollte man von einem zum anderen Baum gelangen, mussten unsere Vorfahren durch dieses Gestrüpp laufen. Dass war nicht nur wenig erfreulich, weil das harte Gras an deren Füßen unschöne Spuren hinterlassen haben dürfte, es war auch lebensgefährlich.

Die Australopithecinen hatten ihren Fressfeinden wenig entgegenzusetzen. Während wir heute am Ende der Nahrungskette stehen, standen sie mittendrin. Selbst zu voller Körpergröße aufgerichtet dürften sie kaum größer als einen Meter zwanzig gewesen sein. Allein schnell zu sein, reichte nicht aus. Und rennen war schon deshalb keine Lösung, weil die Australopithecinen einen großen Teil ihrer Nahrung nicht mehr auf Bäumen fanden. Wurzeln, Knollen und kleine Reptilien, die auch gejagt wurden, machten wenigstens einen

Teil der Speisekarte unserer Urahnen aus. Sie zogen also nicht einfach nur von Baum zu Baum, von Zuflucht zu Zuflucht, sondern mussten viel Zeit auf dem Boden verbringen, um satt zu werden.

Wenn man aber nicht besonders schnell sein konnte, dann war es unerlässlich den Feind früh zu sehen, wenn man es lebend zum nächsten Baum schaffen wollte, auf dem es dann galt die Nacht zu verbringen. Den eigenen Kopf weit hoch zu heben, ergab da Sinn. Wer immer kam, um einen zu fressen, man hatte so wenigstens die Chance ihn frühzeitig wahrzunehmen und Maßnahmen einzuleiten. Und sei es nur, einen entschlossenen Sprint zum nächsten Baum einzulegen.

Wenn man aber die Hände nicht mehr zur Fortbewegung benötigte, dann fielen ihnen *»mehr und mehr anderweitige Tätigkeiten«* zu, wie Engels schreibt. Was genau, darüber lassen sich nur Vermutungen anstellen. Ganz sicher trugen unsere Vorfahren Nahrung mit ihren frei gewordenen Händen bis zu jenen Bäumen, deren weit ausladendende Äste ihnen Sicherheit boten.

Ganz sicher gab es unter unseren Vorfahren sehr, sehr mutige Frauen und Männer, die dem Angriff wilder Tiere trotzten. Aufgerichtet ging das einfacher. Will man einen Stock greifen, um Attacken abzuwehren, braucht man freie Hände. Vielleicht taten sie um des Überlebens willen auch etwas, was Menschen heute zum Zeitvertreib gern tun. Warfen sie vielleicht mit Steinen nach jenen unbarmherzigen Fressfeinden? Sportler*innen werfen heute Speere, Bälle oder Footballs über große Weiten treffsicher auf ein Ziel. Ist diese Fähigkeit ein trainiertes Erbe des Australopithecus, der vor über 3 Millionen Jahren in blinder Angst Steine mit seinen Händen ein paar Meter weit auf ein sehr viel stärkeres Ungeheuer schleuderte?

Wenn er das tat, versuchte er dann nur sein eigenes Leben zu retten? Oder kämpfte er auch um das Überleben anderer Gruppenmitglieder? Hatte er eine Art wenig entwickeltes Gruppenbewusstsein?

Zumindest spricht einiges dafür. Die Ausbildung dieses sehr primitiven kollektiven Bewusstseins war wiederum ein Ergebnis der frei gewordenen Hände. Mit ihnen fingen Australopithecine kleine Tiere. Das geht allein aber weit schlechter als gemeinsam, kollektiv. Somit begannen sie zu kooperieren und auch Informationen austauschen, zumindest wenn man Friedemann Schrenks kleinem Büchlein *»die Frühzeit des Menschen«* folgt.

In welche Richtung versucht die flinke Beute zu entkommen? Wie könnten wir sie fangen? Sprache spielte dabei noch keine Rolle. Auch wenn Australopithecine unsere Vorfahren waren und selbst wenn man nicht umhin kommt ihnen eine einfache Form der Kollektivität zuzugestehen, gehörte Sprechfähigkeit wohl kaum zu ihren Qualitäten. Auch morphologisch dürften die Voraussetzungen dafür gefehlt haben.

Auch Schädelausgüsse[3] scheinen zu beweisen, dass sich eine Gruppe Australopithecine anders als durch Worte verständigt haben. Ihre Gehirne wuchsen deutlich langsamer als die heutiger Schimpansen. Mit ihren lediglich drei Jahren hatte Selams Gehirn eine Größe von 75 Prozent verglichen mit der ausgewachsener Vormenschen erreicht. Australopithecine nahmen sich mehr Zeit für ihre Kindheit.

Zudem stellte der US-amerikanische Wissenschaftler Ralph Holloway mittels Schädelausgüssen fest, dass der verarbeitende, denkende Teil des Gehirns größer wurde. Die Auseinandersetzung mit der Umwelt formte Selams und Lucys Gehirne. Arbeit und Verständigung seien, laut Engels, *»die beiden wesentlichen Antriebe, unter deren Einfluss das Gehirn eines Affen in das bei aller Ähnlichkeit weit größere und vollkommenere eines Menschen allmählich übergegangen ist.«* Die

3 **Schädelausgüsse:** In der Paläoanthropologie (Wissenschaft, die sich mit ausgestorbenen Menschen und Vormenschen beschäftigt), dienen Schädelausgüsse der Untersuchung von Gehirnen unserer Vorfahren. Der Schädel dient gewissermaßen als Gussform, an dessen Innenseite sich die Form des Gehirns und der Gehirnwindungen eingeprägt hat. Anhand derartiger Untersuchungen hoffen Paläoanthropolog*innen Aussagen über die Entwicklung der Gehirne unserer Vorfahren treffen zu können.

Hand ermöglichte es den Australopithecinen zu arbeiten und zu jagen. Selbst sehr primitive Steinwerkzeuge wurden von Lucy schon benutzt. Vielleicht, um Schalen zu knacken oder Kleintiere zu töten. Die Arbeit und die Jagd formten, noch wenig spürbar, den Zusammenhalt. Kooperation ermöglichte Erfolge bei der Nahrungssuche, bei der Abwehr von Angriffen, ja selbst bei der Flucht.

Alles ausgelöst durch das Freiwerden eines Organs: der Hand.

Dabei tat die Hand nicht nur etwas, mit ihr wurde auch etwas getan. Die Hand sei »nicht nur das Organ der Arbeit«, erklärte Engels lange bevor die unglückselige Selam und die ebenso tragisch gestorbene Lucy gefunden wurden, sie sei auch *»ihr Produkt.«* Die Hände der Australopithecinen ermöglichten noch immer das leichte Klettern auf Bäume. Wollte man überleben, war das absolut notwendig. Insofern ähnelte sie auch morphologisch weiterhin einer Affenhand. Dennoch konnte diese Hand bereits tragen, mit Steinen auf etwas einhämmern und vielleicht ein feindliches Tier bewerfen.

> *»Nur durch Arbeit, durch Anpassung an immer neue Verrichtungen, durch Vererbung der dadurch erworbenen besonderen Ausbildung der Muskeln, Bänder und in längeren Zeiträumen auch der Knochen, und durch immer erneute Anwendung dieser vererbten Verfeinerung auf neue, stets verwickeltere Verrichtungen hat die Menschenhand jenen hohen Grad von Vollkommenheit erhalten, auf dem sie Raffaelsche Gemälde, Thorvaldsensche Statuen, Paganinische Musik hervorzaubern konnte«,* erklärt Engels den Prozess der wechselseitigen Beeinflussung von Arbeit, Hand und Intelligenz.

Der *»hohe Grad der Vollkommenheit«*, der sich entwickelten Hand, zeichnet sich in Hunderttausenden Jahren, die auf Lucy, Selam und all die anderen Australopithecinen folgen in immer entwickelteren Werkzeugen ab. Es mag eine tragi-

sche Entwicklung sein, dass unsere Augen es verlernt haben die kunstvollen Werkzeuge, die unsere Vorväter und -mütter schufen zu erkennen. Wir würden sie wohl für einfache Steine halten.

Louis und Mary Leakey hingegen hatten diese Fähigkeit nicht verlernt. Zu Beginn der 1930er Jahre fanden die beiden Paläoanthropolog*innen in der Olduvai-Schlucht im nördlichen Tansania meisterhaft gefertigte Werkzeuge. Nur fehlte lange der entscheidende Fund, der uns verraten hätte, wer die Meister*innen waren, die diese Gerätschaften hergestellt hatten. Australopithecine waren es jedenfalls nicht.

Ab den 1960er Jahren schlossen Ausgrabungen diese Lücke, nicht zuletzt eben in jener Olduvai-Schlucht. Forscher*innen befreiten dort unter sengender Sonne Schädel und Knochen von Sand, Kies und Erde, die etwas völlig Neues waren. Beim ersten flüchtigen Blick unterschieden sich die Skelette, die man dort aus dem Boden holte nicht wesentlich von den Australopithecinen. Gewiss, diese Geschöpfe waren etwas größer. Aber ihre Kiefer standen weiterhin weit vor, die Oberaugenwülste waren deutlich ausgeprägt, die Arme – wie bei Affen – länger als die Beine und der Körper muss behaart gewesen sein. Leicht könnte einem die Frage einfallen, ob man nicht einfach Lucys groß geratenen Bruder nach Millionen Jahren Schlaf wiederentdeckt hatte.

Doch etwas war anders, so anders, dass die Archäolog*innen diesem geheimnisvollen Wesen den Namen Homo verpassten – Mensch! Was unsere Ahnen besser konnten als alle Zweibeiner vor ihnen, war die Erschaffung von Werkzeugen. Sie hatten es geschafft, sich dazu zu befähigen und so nannte man sie Homo habilis, den »*befähigten Menschen.*«

Der tägliche Gebrauch von Steinen beim Zerkleinern der Nahrung hatte sie gelehrt, dass sich Geröllbrocken mit einer bestimmten Form für diese Arbeit besonders gut eignen. Was lag da näher als Steine, die diese Form nicht besaßen entsprechend zu verändern? Erfahrung zeigte unseren Vormüttern und -vätern, dass es sinnvoll war Steine zu verändern,

indem man mit anderen Steinen auf sie schlug. Dabei gingen sie planvoll vor. Sie suchten die Steine, die sich am besten bearbeiten ließen. Sie wählten Schlagsteine aus, mit denen sich die Geräte, die sie herstellen wollten, erschaffen ließen.

In seinen »Drei Quellen und drei Bestandteilen des Marxismus« schreibt Lenin, *»die Erkenntnis des Menschen«* widerspiegele *»die von ihm unabhängig existierende Natur, das heißt die sich entwickelnde Materie«* und erklärt so eine Grundlage der von Marx und Engels entwickelten Form des Materialismus. Die Umwelt, die Materie, die Natur ist für unsere Urahnen der Ausgangspunkt jeder Erkenntnis gewesen. Das Bild eines geeigneten Steins entstand nicht einfach so in ihren Köpfen, sie hatten es vor sich, weil sie einst Steine verwendet hatten, die sich für ihre Zwecke gut verwenden ließen. Erkenntnis hat nichts Mystisches, wenn sie auch manches Mal so wirkt. Sie entsteht als Widerspiegelung der äußeren Umwelt.

Und unsere Ahnen schienen, ausgestattet mit ihren Erkenntnissen, meisterhaft im Umgang mit ihrer Umwelt. Sie waren handwerklich begabte Geolog*innen. Ihre Fähigkeiten beeindruckten die Archäolog*innen, die ihre Hinterlassenschaften fanden derart, dass sie dieser Kultur einen Namen verpassten: Oldowan. Ein Begriff, der nicht zufällig an den Fundort, die Olduvai-Schlucht, erinnert. Die hergestellten Geräte nannte man etwas technisch »Mode-I-Werkzeuge.«

Wie kamen unsere Verwandten überhaupt auf die Idee sich vor gut zweieinhalb Millionen Jahren zu Werkzeugmacher*innen zu mausern? Folgt man Schrenk stellt der Hang zur Herstellung von Hilfsmitteln einen Reflex auf eine weitere Klimaveränderung in Afrika dar. Es wurde noch einmal trockener, die Schalen der Früchte folglich härter. Das Problem konnte man nur durch die *»Entwicklung eines hyperrobusten Kauappartes«* lösen, wie Schrenk festhält oder indem sich unsere Vorfahren auf das Herstellen von Hilfsmitteln verlegten. Anders als der etwa zugleich auftretende Homo rudolfensis, mit seinem sehr kräftigen Gebiss, blieb Homo habilis nur die

Möglichkeit seine Umwelt durch Arbeit zu verändern. Die *»Erkenntnis des Menschen«* widerspiegelt *»die von ihm unabhängig existierende Natur«* und somit *»die sich entwickelnde Materie.«*

Doch damit, dass sich unsere Vorfahren auf das Werkzeugmachen verlegten, taten sie weit mehr als nur nützliche Dinge herzustellen. Sie veränderten sich selbst von Neuem. Die Hände des Homo habilis unterscheiden sich deutlich von denen der Australopithecinen. Lucy und Selam kletterten noch auf Bäume und verbrachten dort die Nächte. Bäume waren ihr Lebensmittelpunkt, für die war das Leben dort alternativlos. Der Homo habilis hatte sein zu Hause durchgehend auf dem Boden gefunden.

In seinem ebenso spannenden wie umfangreichen Werk »Die Kinder des Prometheus« bemerkt Hermann Parzinger, *»die zunehmende Feinfühligkeit der Hände«*, die die menschliche Evolution kennzeichnet und *»die spezifisch menschliche Fähigkeit zur darstellenden Erläuterung«* hervorbringt, *»die ihrerseits wiederum Mimik und Gestik beförderte und am Ende sprachliche und sogar musikalische Artikulation ermöglichte.«* Zählte diese generelle Aussage auch im Speziellen für den Homo habilis?

Gegenüber den Australopithecinen hatten sich die Gehirnvolumen der Homo habilis Frauen und Männer in etwa verdoppelt. Die Denkorgane bemaßen gut 800 Kubikzentimeter. Das ist ungefähr so, als würde man einen alternden Commodore durch einen Rechner mit Intel Prozessor ersetzen. Die enormen Fähigkeiten des Homo habilis harrten nicht nur der Weitergabe, sie konnten sich auch nur über zahlreiche Generationen hinweg weiterentwickeln. Das Wissen über Gesteinsarten, die sich zum Bearbeiten eigneten; der klügste Einsatz von erschaffenen Werkzeugen… sollte all das nicht verloren gehen und durch jede Generation neu erworben werden müssen, musste es die Möglichkeit des Wissenstransfers geben. Dafür aber war eine rudimentäre Sprache Voraussetzung.

War der Homo habilis dazu in der Lage? Der südafrikanische Paläanthropologe Phillip Tobias glaubt fest daran. Schädelausgüsse scheinen ihm die Vergrößerung der für die Sprache zuständigen Zentren im Gehirn zu beweisen. Sollte diese Theorie zutreffen, wäre die Sprechfähigkeit dennoch eingeschränkt gewesen. Mimik, Gestik, Laute und Wörter ergaben zusammen ein System der Verständigung. Das soziale Bewusstsein wuchs erneut.

Die Hände ermöglichten die Arbeit, die Arbeit vergrößerte die Gehirne, die die Fähigkeit zum Sprechen ausbildeten, was wiederum die Gestik verfeinerte.

Doch noch immer war der Mensch in den baumarmen Savannen seiner nicht sicher. Erst vor 1,8 Millionen Jahren tauchte eine Menschenform auf, die es vermochte sich – wenn nicht ans Ende – so doch sehr weit nach hinten in der Nahrungskette zu katapultieren. Der Homo erectus, der aufrecht gehende Mensch, blieb bis heute die erfolgreichste Form der menschlichen Spezies. Würden wir ihn heute treffen, würde er wohl über unser jugendliches Alter spötteln. Während wir gute 200.000 Jahre auf dem Buckel haben, verschwand er erst vor etwa 100.000, manche Archäolog*innen glauben gar, erst vor etwa 50.000 Jahren. Der Homo erectus war ein Kosmopolit, er eroberte die gesamte alte Welt. Und seine Art zu leben war ungeheuer modern. Mitgefühl, Trauer, Freundschaft, Liebe, Tränen… es ist davon auszugehen, dass die Gefühlswelt des Homo erectus komplex war und der unseren wohl in wenig nachstand.

In einem Artikel für das Tübinger Tagblatt fasste Adrian Lobe Erkenntnisse der modernen Archäologie bei der Suche nach der Gefühlswelt unserer Vorfahren zusammen. Darin wies er daraufhin, dass der Homo erectus »*Emotionen in konkrete Handlungen*« kanalisierte. Beispielsweise teilte er Ressourcen mit anderen und pflegte Mitglieder der Gruppe.

Dass er sich so entwickelte hatte wiederum viel mit der Arbeit, die er verrichtete, zu tun. Jene scheinbar geheimnisvolle Macht, die laut Engels die »Menschwerdung des Affen«

bewerkstelligte, veränderte auch den Homo erectus. Mag sein, dass der Homo erectus auch weiterhin die einfachen Geröllgeräte des Homo habilis fertigte, so legen es zumindest die Ergebnisse neuerlicher Ausgrabungen nahe. Unsere Vorfahren waren Pragmatiker*innen. Wenn ihnen Mode-I-Werkzeuge genügten, dann fertigten sie diese. Doch sie schufen auch viel ausgefeiltere Hilfsmittel der Klasse Mode II.

Faustkeile aus Feuersteinen, kunstvoll beidseitig behauen, findet man bis heute, mitunter gar hunderte an einer Stelle. Waren diese Orte die frühen Müllhalden abgenutzter Werkzeuge? Bis heute müssen deren Linienführung und ausgewogene Form beeindrucken. Arbeit brachte noch etwas Anderes in das Leben des Homo erectus, das Empfinden für Schönheit. Auch in unseren Tagen findet man die einfachen Steinbrüche, in denen sich die Gruppen niedergelassen und nach den geeigneten Materialien und Schlagsteinen gesucht haben müssen. Ihr Wissen über die Gesteinsarten ihrer Umwelt war enorm ausgeprägt. Zielsicher griffen sie die richtigen Werkstoffe. Ihre Hände hatten einen beeindruckenden Tastsinn entwickelt. Die Sensibilität unserer Fingerkuppen ist ein Geschenk jener Jahrtausende, in denen der Homo erectus unter blauem Himmel mit den Seinen beisammensaß. Die Kinder liefen um die Frauen und Männer herum, schwer zu bändigen, interessiert an dem Tun der Großen, staunend, welches Ergebnis das Geklopfe zeitigte.

Behaut man einen Stein, kann man mit einem geübten Gehör feststellen, ob er sich als Werkzeug eignet. Hat er verborgene Schadstellen? Wenn ja, musste man sie am Klang einfacher Schläge erkennen können. In den Tagen des Homo erectus war das überlebenswichtig! Ging der Faustkeil eines der Gruppenmitglieder kaputt, konnte das die gesamte Gemeinschaft gefährden.

Diese Frauen und Männer schlugen nicht einfach mit ein paar Hieben Teile vom Stein ab. Sie hämmerten geschickt mehrmals auf den zu bearbeitenden Feuerstein ein und lösten dann mit harten und genau gezielten Schlägen die gelockerten

Splitter. Die Ergebnisse waren keine Zufälle, sondern geplant. Die Erfahrung, der Umgang mit der Umwelt erschuf in den Köpfen des Homo erectus ein Bild dessen, was sie erschaffen wollten. Die *»Erkenntnis des Menschen«* widerspiegelt *»die von ihm unabhängig existierende Natur.«* Die Wesen des Homo erectus waren herausragend gebildete Facharbeiter*innen. Ihr enormes Können verrieten uns nicht allein die Funde im und auf dem Boden, sondern ebenso die lange Zeit als bloße Spielerei verlachte experimentelle Archäologie.

Der vom Homo erectus geschaffene Faustkeil war das Allzweckwerkzeug der Altsteinzeit, das Schweizer Taschenmesser, wenn man so will. Er bewehrte sich über hunderttausende Jahre. Sein Entwurf war stimmig. Man konnte mit ihm nach Nahrung graben, schmale Bäume fällen, kleinere Tiere erschlagen, Jagdbeute zerteilen, Felle abschaben und – zumindest scheinen das Versuche nahezulegen – nach Tieren werfen, um diese gezielt zu erlegen. Noch ausgefeilter konnte ein Werkzeug in jener Zeit kaum sein.

Die Arbeit schien auch ihre Gehirne in einer Weise zu beanspruchen, dass diesen nichts Anderes blieb, als über die hunderttausenden Jahre immer weiter zu wachsen. Zeichnete den Homo erectus zu Beginn seiner Reise ein durchschnittliches Gehirnvolumen von etwa 650 Kubikzentimetern aus, waren es später schon etwa 1.200 Kubikzentimeter. Diese Hirngrößen ermöglichten den Homo erectus so kunstvolle Werkstücke zu erschaffen und diese wiederum führten zu einer verstärkten Ausbildung ihrer Gehirne und Denkfähigkeiten.

Damit schufen unsere Urahnen etwas, was es endgültig wert war aufbewahrt zu werden. Einen mit viel Mühe hergestellten Faustkeil gibt man nicht einfach wieder her. Man sollte ihn auch nach Möglichkeit nicht verlieren, das könnte lebensgefährlich werden. Was man aufbewahrt, eignet man sich an. Der Mensch verfügte über Eigentum. Dabei erscheint eine Gleichsetzung mit der heutigen Ausprägung von Eigentum weit hergeholt.

> *»Die Werkzeuge, die Produktionsmittel, gehören der ganzen Gruppe von fünfzehn bis zwanzig Menschen, die damals zusammenlebten und auf der Suche nach Nahrung durch das Land zogen«,* meint Jürgen Kuczynski in seinem Buch »Vom Knüppel zur automatischen Fabrik.«

Möglich, dass die Faustkeile und die eventuell auch bearbeiteten Holzstücke und Stöcke, die wir, wenn es sie gegeben hat, nicht mehr finden können, kollektives Eigentum waren. Doch selbst, wenn sie persönliches Eigentum der Individuen einer Homo-erectus-Gruppe gewesen sein sollten, kann man diese Form des Eigentums schwerlich mit dem Privateigentum an Produktionsmitteln heutiger Tage gleichsetzen. Mit den Maschinen, mit denen bei BMW produziert wird, eignen sich die Besitzenden des Autoherstellers die Arbeit der Beschäftigten an, weil die Bänder im Privatbesitz der Vertreter*innen einer Klasse sind. Dafür waren Faustkeile nie geeignet. Zudem lassen sie sich mit dem Wissen der Menschen jener Zeit selbst herstellen. Dieses Wissen musste jedoch weitergegeben werden. Allein über Zeichen war das nicht möglich und so führte die Arbeit am Faustkeil noch zu etwas Anderem: Der Ausbildung einer wahrscheinlich schon etwas komplizierteren Sprache. »Wissen ist Macht«, bemerkte Francis Bacon einmal. Das Wissen der Homo-erectus-Gruppen gehörte allen Mitgliedern dieser Gruppe. Die Macht wurde geteilt, ebenso wie die Beute der Jagd und die Früchte, die gesammelt wurden.

Die Jagd begannen die Homo erectus zu perfektionieren. Plötzlich wurde auch Großwild zum Ziel unserer Vorfahren. Die Voraussetzungen waren die gewachsenen Gehirne. Unsere Vormütter und -väter gewannen eine epochemachende Erkenntnis, die die Natur um sie herum von Neuem widerspiegelte. In Afrika muss das Wild noch heute wegen der unerträglichen Hitze in den Mittagsstunden ruhen. Alle suchen sich einen schattigen Platz unter den wenigen Bäumen oder neben hohen Sträuchern und versuchen auszuruhen. Zwischen Raubtieren und Pflanzenfressern herrscht ein eigenartig anmutender Waffenstillstand.

Am frühen Morgen oder Abend waren unsere Urahnen keinem dieser Tiere gewachsen. Sie waren zu langsam und viel zu schwach, um sie zu erlegen. Doch die Auseinandersetzung mit der materiellen Umwelt machte unsere Urahnen zu Denker*innen. Irgendwann wurde der Einfall geboren, diesen Waffenstillstand der Mittagssonne zu brechen. Unsere Urahnen scheuchten die Tiere auf und begannen sie zu hetzen. Kein Erbarmen! Man durfte sie nicht ausruhen lassen. Hielt man lange genug durch, würde die Beute überhitzt und erschöpft liegen bleiben. Dann konnte man sie töten und zerteilen.

Woher wussten das unsere Ahnen? Durch Erfahrung, durch die Auseinandersetzung mit der materiellen Umwelt: Sie beobachteten Hetzjäger, die ihre Beute über weite Strecken verfolgten und sie kannten selbst die Auswirkungen der enormen Hitze. Wollten sie diese kompensieren, mussten sich ihre Körper verändern. »*Durch Vererbung und der dadurch erworbenen besonderen Ausbildung*«, wie Engels schreibt, formte sich eine andere Erscheinung des Homo erectus. Sie verloren weitgehend ihre Körperbehaarung und sie begannen erstmals zu schwitzen. So kühlten ihre Körper ab. Allein die fehlende Behaarung und die Schweißdrüsen reichten jedoch unter der unbarmherzigen Sonne Afrikas nicht aus. Und so wurde die Haut der Homo erectus schwarz. Würde man die brutale Idee haben und einen Primaten scheren, wäre deren Haut unter ihrem Fell weiß. Die dunkle Farbe der Haut ist kein Erbe unserer tierischen Verwandten, sondern eine Antwort auf die starke Sonneneinstrahlung, so wie die helle Haut die evolutionäre Reaktion auf die im Vergleich zu Afrika geringere Sonneneinstrahlung in Europa ist. Mehr war Hautfarbe nie!

Der Bewegungsapparat des Homo erectus wurde zu dem eines Langstreckenjägers. Wenn wir heutzutage Stunden um Stunden am Schreibtisch verbringen, sollten wir nicht vergessen, dass wir damit gegen unsere eigentliche Natur handeln. Wir sind zur Fortbewegung konstruiert. Viel zu viele Arbeitssituationen, in die wir gepresst werden widersprechen dieser fundamentalen Erkenntnis.

Doch selbst diese enorme Modernisierung ihrer Erscheinung reichte vor Millionen Jahren nicht, um die gehetzten Tiere zu erlegen. Die Jagd war kollektive Aufgabe. Sie konnte nur zusammen erfolgreich sein. Homo erectus Frauen und Männer wurden Strateg*innen, die die individuellen Stärken aller Gruppenmitglieder zu nutzen verstanden, sie in den Dienst der Gemeinschaften stellten, um siegreich zu sein.

Jede*r Einzelne wurde wichtig für das Überleben der gesamten Gruppe. Der Tod eines Gruppenmitglieds wurde so zur Tragödie. Krankheit und Leiden zu Herausforderungen, denen sich die Gruppen in ihrer Gesamtheit zu stellen hatten. Arbeit und Jagd, die ebenso wie das Sammeln in dieser Zeit nichts Anderes als Arbeit waren, formten nicht nur Sprache, Gestik und Mimik weiter aus, sondern vollendeten eine komplexe Gefühlswelt von Liebe, Freundschaft, Nähe und Vertrauen. Der Homo erectus ließ sie zu grundlegenden menschlichen Regungen werden, ohne die er kaum fast zwei Millionen Jahre seine Fußstapfen in Sand, Erde, Schlamm und Schnee hätte pressen können. Tränen konservieren sich nicht über diese fernen Zeitstrecken und doch wird es wohl ein Homo erectus gewesen sein, der das erste Mal um einen seiner Lieben geweint haben wird.

Das Mitgefühl unserer Vorväter und -mütter war ihnen lange Jahre einfach abgesprochen worden. Doch inzwischen sprechen Funde eine überdeutliche Sprache zu uns.

In einer Höhle nahe des französischen Monieux entdeckten Forscher den zahnlosen Kiefer eines Ablegers des Homo erectus. Der bedauernswerte Vertreter des Homo heidelbergensis hatte vor gut 175.000 Jahren die Fähigkeit Nahrung zu kauen eingebüßt. Ob die Ursache in seinem hohen Alter oder in einer Erkrankung zu suchen ist, konnten die Wissenschaftler um Erik Trinkaus von der Washington University nicht feststellen. Wohl aber, dass der Kiefer nach dem Verlust aller Zähne wieder abheilte. Der zahnlose Greis muss also zumindest noch mehrere Monate weitergelebt haben. Ohne die Hilfe seiner Umgebung wäre das unmöglich gewesen. Trinkaus schlussfolgerte hieraus in seinem Artikel, dass die Men-

schen des Paläolithikums eine *»so hohe sozio-kulturelle Stufe erreicht«* hätten, dass es ihnen zum Bedürfnis geworden sei, *»behinderten Mitmenschen«* zu helfen. Sie mussten dafür Nahrung aufwendig zerkleinern oder vorkauen.

Trinkaus' Artikel wurde 2010 in der Fachzeitschrift »Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America« veröffentlicht und war für Forschung und Öffentlichkeit eine Sensation. Für die Menschen der Altsteinzeit dürften die Zeilen eher ihr alltägliches Zusammenleben beschrieben haben. Denn der Fund im heutigen Frankreich blieb nicht der einzige seiner Art. Schon 2005 hatten Forscher im georgischen Dmanisi einen Schädel mit ähnlicher Krankengeschichte wie der aus Monieux entdeckt. Der Homo erectus war mehr als 1,7 Millionen Jahre alt und hatte nach dem Verlust seiner Zähne noch mehrere Jahre unter den Seinen gelebt. Sie mussten ihm beim Essen helfen, die Nahrung zerkleinern und sie vorkauen.

Womit nicht nur einfach belegt sein dürfte, dass unsere Vorfahren sozial handelnde und denkende Wesen waren, sondern auch, dass sie sich dieser Herausforderung gemeinschaftlich stellten. Sie taten dies in einer Zeit, als unsere Urahnen im wahrsten Sinne des Wortes von der Hand in den Mund lebten und wegen der Unfähigkeit Nahrung zu lagern auch keine Reserven bilden konnten. Sie taten dies, weil Kooperation und Solidarität sehr viel sinnvoller sind. Sie taten dies, weil ihre Auseinandersetzung mit ihrer Umwelt sie zu dieser Erkenntnis führten.

Was würden sie zu einer Welt sagen, die Luxusgüter anhäuft und in der dennoch Milliarden Menschen leiden und hunderte Millionen jeden Tag hungern, weil der ungeheure Reichtum, den wir alle erwirtschaften von einer sehr kleinen Klasse monopolisiert wird? Während eines Streiks von Krankenhausbeschäftigten 1961 in New York erklärte der US-amerikanische Bürgerrechtsaktivist Martin Luther King, es sei etwas falsch an einem System, welches einer kleinen Minderheit unvorstellbaren Luxus garantiert, aber einer großen Mehrheit

den Zugang zu den wichtigsten Gütern vorenthalte. An der Korrektheit dieses Befundes hat sich seither genauso wenig geändert wie an jenem über das Sozialverhalten unserer Vorfahren. Nur würde man das ihnen wohl kaum erklären können, wenn sie doch einmal vor uns stünden.

Wohl irgendwann in der Zeit vor 500.000 oder einer Million Jahren begriff der Homo erectus die enormen Fähigkeiten des Feuers. Wie es dazu kam wird wohl immer im Dunkel der Geschichte bleiben. Hob eine mutige Vertreterin oder ein wissensdurstiger Vertreter dieser Art einen brennenden Stock auf, der nach einem großen Feuer im Anschluss an einen Blitzschlag noch immer an einer Seite brannte? Bemerkten unsere Vorfahren, dass Tiere, die in der Nähe großer Feuer lagen besser schmeckten und ihr Fleisch nach dem Verzehr weniger Bauchschmerzen verursachte? Riss einer unserer Urahnen einen in Flammen stehenden Ast an sich, um ein Raubtier zu vertreiben und seine Geliebten zu schützen? Wir können nur mutmaßen über den Zeitpunkt und den Sinn des ersten Gebrauchs von Feuer. Wir wissen nicht wann und weshalb genau dieser furchterregende Feind unserer Vorfahren zu ihrem Begleiter wurde. Nur eines ist sicher, die Idee hierzu wurde nicht aus dem Nichts geboren, sie saß nicht plötzlich im Kopf der Menschen. Die Erkenntnis zur Nutzung des Feuers entstand aus der Auseinandersetzung mit der Materie, sie widerspiegelte die vom Menschen *»unabhängig existierende Natur.«*

Vor etwa 700.000 Jahren hinterließ uns eine Gruppe Homo erectus auf dem Gebiet des heutigen Israels einen Gruß aus ihrer Zeit: Aufgereihte Steine, die nur eine Interpretation zulassen: Es war ein Rastplatz mit einer Feuerstelle. Auch verbrannte pflanzliche und tierische Nahrung gehört zu den Funden. Mit dem Feuer im Gepäck veränderte sich alles. War der aufrechte Gang der Australopithecinen, trotz all seiner Nachteile, ein ungeheurer Satz nach vorn; so war die Zähmung des Feuers, trotz aller Risiken, von denen verbrannte Behausungen unserer Vorfahren noch heute erzählen, ein schwer in Worte zu kleidender Qualitätssprung.

In seinem Buch »Die Mühlen der Zivilisation« bezeichnet James C. Scott den Menschen als »Pyrophyte«, als eine an Feuer angepasste Art. Das Feuer begann der Homo erectus zu nutzen, denn er war ein Entdecker und die Nutzung des Feuers ermöglichte ihm neue Entdeckungen. In kältere Regionen vorzustoßen, bis ins eiszeitliche Europa wäre ohne Feuer schlichtweg unmöglich gewesen. Er konnte sich vor wilden Tieren besser schützen. Auch tief in der Nacht wurde es am Boden plötzlich sicher, denn kein Tier wagte sich an die knisternden Flammen heran. Man konnte Nahrung kochen und bearbeitetes Holz härten. Und noch etwas geschah: Um das Feuer zu sitzen, bis in die Nacht hinein, erschuf nicht nur ein Gefühl von Sicherheit. Es wurde auch nötig miteinander zu sprechen. Am Feuer wurden Erfahrungen vom Sammeln und vom Jagen ausgetauscht. Die wildbeuterische Gesellschaft musste ohne Schrift auskommen. Die Geschichten, die die Menschen hohen Alters am Feuer erzählten waren spannend und unterhaltsam und sie gaben das Wissen von Generation zu Generation weiter.

Welche Panik musste eine Gruppe erfassen, wenn die Flammen erloschen? Welche Furcht sich in den Augen der Kinder abzeichnen, die die Aufregung der Alten spürten? Plötzlich stand das Überleben der Gruppe in Frage. Und wie ausgelassen werden sie gefeiert haben, wenn man mit einigen Tricks das Feuer doch wieder hatte entzünden können? Das Feuer war kollektiver Besitz. Es wurde von allen gehütet und umsorgt, denn es war für alle wichtig. Es hätte keinen Sinn ergeben das Feuer zu privatisieren. Man konnte sich nicht allein um den Erhalt dieses Nimmersatts kümmern und abends allein in das Flackern zu schauen, wäre sehr einsam gewesen.

Die Gruppen der Homo erectus und später Homo neandertalensis und Homo sapiens erhielten das Feuer gemeinsam. Ein anderer Umgang damit wäre irrsinnig gewesen. Könnte man den frühen Wildbeuter*innen heute erklären, dass sich Einrichtungen, die allen nutzen, im Privatbesitz einiger Weniger befinden? Es wäre wahrscheinlich kaum möglich ihnen das zu vermitteln.

Das Feuer führte den Homo erectus aus Afrika bis ins kalte Europa, bis nach Asien und noch weiter. Die Menschheit ist afrikanisch. Selbst der Homo sapiens, der in einer zweiten Auswanderungswelle dem Weg seiner Vorgänger*innen folgte, entstand vor etwa 200.000 Jahren in Afrika.

Das gleichzeitige Auftreten verschiedener Menschenformen – Homo erectus, Neandertaler, Homo sapiens, Homo florensis und einige mehr – veranlasste den Leiter des Leipziger Max-Planck-Instituts, Jean-Jacques Hublin, gegenüber dem Bayerischen Rundfunk im November 2010 zu der Aussage, der Mensch habe weniger einen Stammbaum, als mehr einen »komplexen Stammbusch.« Gelebt haben sie alle ähnlich: Sie lebten unter Gleichen, sie achteten aufeinander und entwickelten immer mehr ein kollektives Bewusstsein, eine komplexe Gefühlswelt. Abgesehen von einigem persönlichen Besitz wie Schmuck und eventuell einigen Gebrauchsgegenständen, war das Eigentum der Gruppen kollektiv. Arm und Reich gab es nicht. Kranke und Schwache wurden von unseren Vorfahren versorgt. Sie waren mutige Entdecker*innen, kluge Problemlöser*innen und solidarische Gemeinschaftswesen. Sie kamen ohne Hierarchien und Unterdrückung aus und das über Millionen Jahre. Sie waren Urkommunist*innen.

Unser ungeliebter Bruder und der Genozid

Der Tag, den der Autor mit seiner Klasse auf der Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau verbrachte, war mitnehmend. Selbst die sonst eher Lauten waren eigenartig still. Der Guide, ein polnischer Lehrer, genoss ein schwer in Worte zu fassendes Ansehen. Er kannte Details, er hatte eine unglaublich mitnehmende Art zu erklären und man hatte das Gefühl, dass er ehrlich bemüht war die Erinnerung an den massenhaften Mord lebendig zu halten. Vielleicht war es das, was ihn in den Augen der Klasse so beliebt machte.

Diese Art brachte die Schüler*innen dazu sich mit den Fragen an ihn zu richten, die sie bewegten: Wie konnte das alles geschehen? Sind Menschen so, dass sie einander ins Gas schicken? Sogar kleine Kinder. Vielleicht sei ja das eine der wichtigen Fragen, was in uns Menschen steckt, gab der polnische Lehrer zurück. Die meisten in der Klasse blickten sehr nachdenklich.

Und ja, wenn man das Geschichtsbuch durchblättert, dann gibt es wenig Anlass zur Freude: Die Massaker während der Kreuzzüge. Die Morde im Dreißigjährigen Krieg. Der Genozid an den Hereros, verübt von deutschen Kolonialtruppen. Der Völkermord an den Armenier*innen in der Türkei, der Holocaust…

Steckt das in uns? Hat man uns die Lust am gegenseitigen Mord, am Genozid, am rassistisch motivierten Massenmord in unsere DNA tätowiert? Sind wir so, dass wir nicht miteinander leben können? Einfallsreich beim gegenseitigen Ab-

schlachten bis hin zum industriellen Töten, aber unfähig einander zu helfen?

Sollte diese These zutreffen, müsste sie sich auch archäologisch belegen lassen. Irgendwo und irgendwann in grauer Vorzeit müssten dann Gruppen von Menschen bereits aufeinander eingeschlagen, einander das Leben geraubt haben. Wenn wir selbst in der Steinzeit nicht miteinander auskamen, dann sollte dies Beleg genug für unsere ererbte Unfähigkeit des friedlichen Zusammenlebens sein.

Und siehe da, es gibt ihn, diesen Beleg. Im kroatischen Krapina hatten bereits 1899 Wissenschaftler die grausig zugerichteten Überreste von Neandertaler*innen ausgegraben. Das an der slowenischen Grenze gelegene Krapina gehörte damals noch, wie ganz Kroatien, zu Österreich-Ungarn. Die Skelette waren zerstückelt, Knochen mit Schnitten übersät. Was sich vor 30.000 Jahren in Krapina abgespielt hatte, musste eine große Schlacht zwischen dem primitiven Neandertaler und dem überlegenen Homo sapiens gewesen sein. Eine Schlacht, ein Massaker am Ende des ersten Weltbürger*innenkrieges der menschlichen Historie. Ein blutiger Kampf, den das Höherwertige für sich entschied, so mochten es sozialdarwinistisch gesinnte Rezipient*innen der Ausgrabungsergebnisse von Krapina für sich resümiert haben. Und wieso sollten sie nicht zu diesen Schlüssen kommen? Ihre Welt war in Ordnung: Unterentwickelte Menschen, wenn man sie überhaupt so nennen wollte, wurden durch höherentwickelte ausgemerzt. Es war, als würde ein Prinzip der menschlichen Existenz durch das Dickicht der Geschichte scheinen: »Surviving of the fittest.«

Für all jene, die hofften, der Mensch könne mehr als sich mit seinesgleichen in einen erbarmungslosen Kampf ums Dasein zu ergeben, war Krapina ein harter Schlag. Mehr noch: Selbst gut 100 Jahre nach dem Fund von Krapina wurde an Schulen gelehrt, der Neandertaler sei dem Homo sapiens zum Opfer gefallen. Unsere überlegenen Urahnen hätten den ersten Genozid der Menschheitsgeschichte verübt. Sollte einem

das peinlich sein? Sie hatten den Weg frei gekämpft für die endgültige Form des Menschen!

Aber irgendwie passte an dieser Interpretation der Ereignisse von Krapina etwas nicht. In den Erdschichten, in denen die Knochenreste der Neandertaler*innen gefunden wurden, fanden sich auch gut 3.000 Knochenreste, die von etwa 1.000 Tieren stammten. Was war da passiert? Hatten unsere Vorfahren in wilder Raserei etwa gleich ein paar hundert Höhlenbären mit von der Erde gefegt? Waren das die Haustiere der Neandertaler*innen? Die Tierhaltung entwickelte der Mensch erst tausende Jahre später.

Der Widerspruch weckt das Interesse, heißt es in der Pädagogik. Und hier war jede Menge Widerspruch, hier passte nicht viel zusammen.

Wenn der Neandertaler unseren Ahnen zum Opfer gefallen war, weil sie so überlegen waren, weshalb verschwanden die Neandertaler*innen dann auf dem Gebiet des heutigen Spaniens lange vor der Ankunft des Homo sapiens? War Krapina etwa doch nicht das, was es so lange zu sein schien, der Schauplatz eines fürchterlichen Gemetzels, der Schlussakkord eines Vernichtungsfeldzuges? Wer war eigentlich dieser Neandertaler? Dieser ungeliebte Bruder? Seine Wiederentdeckung begann gut 40 Jahre vor der Ausgrabung von Krapina.

Es war ein kleines Loch im Kalksteinfelsen des Neandertals, das 1856 die Aufmerksamkeit einiger Arbeiter erregte, die beauftragt waren den Berg abzutragen, um den begehrten Rohstoff ans Tageslicht zu befördern. Das ganze Unterfangen wirkte wie elendige Knochenarbeit. Der kleine Eingang wurde per Sprengung erweitert, der Hohlraum dahinter mit Schaufeln ausgeschachtet. Den Abraum schmissen die Arbeiter schwitzend den Berg hinab auf eine Halde, direkt vor die Füße des Grubenbesitzers, der gerade auf Inspektionsgang war. Eher beiläufig wühlte der mit seinem Schuh in der lockeren Erde und siehe da, Knochen kamen zum Vorschein.

Das war auch im 19. Jahrhundert längst nichts Außergewöhnliches mehr. Zwar gab es das heute übliche Verfahren,

nach dem Bedenkenträger vor Beginn großer Bau- oder Abbaumaßnahmen Einwände anmelden, ob der im Boden vielleicht liegenden archäologischen Schätze, noch nicht. Dennoch war man inzwischen daran gewöhnt, dass neben Erde und Steinen auch die Hinterlassenschaften längst vergessener Zeiten auf Schaufeln enden konnten.

Der Chef des Minenunternehmens jedenfalls sammelte die Knochen auf, packte sie ein und sandte sie einem schrulligen Oberrealschullehrer in der Umgebung mit der Bemerkung, die Reste eines Höhlenbären seien ganz bestimmt etwas für seine Sammlung. Als Johann Carl Fuhlrott die Funde inmitten seiner prähistorischen Knochensammlung in Elberfeld betrachtete, wurde ihm schnell klar, dass die Vermutung, es handle sich um einen Höhlenbären nicht zutreffen konnte. Die Knochen waren von denen eines derart großen Tieres viel zu verschieden.

Diese Eingebung muss auch 170 Jahre später noch überraschen. Die Zeit der Computerprogramme, die bei der Analyse archäologischer Funde helfen, lag in unwirklich weiter Ferne. Dennoch formulierte Fuhlrott eine für die 1850er Jahre mehr als nur gewagte These. Man würde sie ihm übelnehmen, ihn auslachen und beschimpfen. Fuhlrott jedoch wird bis zum Ende seines Lebens von seiner These, bei den Knochen handle es sich um die Überreste eines fossilen Menschen, nicht abgehen.

Für die Welt der Gelehrten war das starker Tobak: Die Arten seien unveränderlich, so die herrschende Auffassung vom Leben und dessen Entstehung. So etwas wie eine Menschenform, die dem Homo sapiens vorangegangen sei, war für die allermeisten Gelehrten schlicht undenkbar.

Dabei gab es schon früher Zweifel an dieser Auffassung. Immer wieder wurde die Frage nach dem Homo fossilis, einem ausgestorbenen Vorfahren des heutigen Menschen, aufgeworfen, immer wieder aber abgetan. Und so stellte Fuhlrotts aufsehenerregende These die Position der gesamten damaligen Wissenschaft in Frage.

Lediglich der Anthropologe Hermann Schaaffhausen schenkte Fuhlrott Glauben. Seine Fürsprache war es, die dafür sorgte, dass Fuhlrott seine Interpretation der Funde aus dem Neandertal auf der Kasseler Naturforschertagung vorstellen durfte.

Dort schlug Fuhlrott die geballte Ablehnung der Gelehrtenwelt entgegen. Die Knochen stammten doch sicher von einem »Idioten«, so die zumindest heute wenig erbauliche Reaktion eines der anwesenden Wissenschaftler. Der habe wegen seiner Erscheinung wohl lieber im Wald gelebt als in der Stadt. Ein anderer wollte in dem Fund die Skelettreste eines russischen Soldaten aus dem Krieg gegen Napoleon erkennen, der sich – vielleicht ja verletzt – in die Höhle zurückgezogen habe und dort verstorben sei. Die gesammelte Forscherwelt gab sich große Mühe Fuhlrott spüren zu lassen, wie einfältig sie seine Thesen fänden. Standesdünkel und starres Festhalten an Dogmen schlugen über Fuhlrott zusammen wie die gischtgekrönte Brandung. Und genauso wie diese war der Widerstand gegen Fuhlrott erbarmungslos.

Das vorläufige »Todesurteil« über den Neandertaler sprach jedoch ausgerechnet Rudolf Virchow. Der Berliner Arzt und Pathologe mochte die Kirche und ihre Dogmen im Privaten gern kritisieren, Darwins Thesen von der Entwicklung der Arten jedoch wies Virchow öffentlichkeitswirksam von sich. Und so konnte er Fuhlrotts Thesen bezüglich der Funde im Neandertal nichts abgewinnen.

Stattdessen entwarf Virchow in den nächsten Jahren eine detaillierte Krankengeschichte der Person, die man im Neandertal gefunden habe. An Rachitis habe sie gelitten, später schwere Tätigkeiten ausgeführt, habe Kopfverletzungen hinnehmen müssen und sei im Alter an Arthrose erkrankt.

Fuhlrott fuhr gedemütigt nach Hause. Man hatte ihn nicht ausgelacht, aber hätte man es getan, er hätte sich vermutlich nicht weniger elend gefühlt. »*Die Welt ging mit dem irrenden, schillernden Genie*«, resümiert Rudolf Pörtner die Auseinandersetzung zwischen Fuhlrott und der Wissenschaftsgemein-

schaft in seinem Buch »Bevor die Römer kamen.« Der *»gesunde Menschenverstand des Schulmeisters aus Elberfeld«* sei verschmäht worden.

Doch Fuhlrotts Darstellungen auf der Naturforschertagung hatten auch bei denen für Aufsehen gesorgt, deren Zugang zur Wissenschaft weit offenherziger war. Ihm selbst dürfte das auf seinem bitteren Heimweg jedoch kaum klar gewesen sein.

In den nächsten Jahren besuchten Fuhlrott englische Geologen und ließen sich die Fundstelle zeigen. Andere verglichen die Funde aus dem Neandertal mit früheren Entdeckungen. Auch der Name Neandertaler tauchte erstmals in der Literatur auf. Doch erst nach Fuhlrotts Tod, als 1877 in Spy zwei gut erhaltene Skelette des Neandertalers gefunden wurden, musste man mehr und mehr anerkennen, dass es andere Menschenformen gegeben haben musste. Es war eine späte Anerkennung für Fuhlrott, doch noch längst keine für den Neandertaler.

Sollte es ein solch bizarres Wesen gegeben haben, dann musste es auf eigenwillige Art und Weise dumpf und unterentwickelt gewesen sein. Ein halber Affe, der vorn über gebeugt, behaart und undefinierbare Laute ausstoßend durch die graue Vorzeit gewandelt sei. Wenn es schon eine andere Form vom Menschsein gegeben hatte, dann durfte sie dem Homo sapiens nicht ebenbürtig, sie musste viel mehr primitiv sein.

Herbert George Wells, der berühmte Science-Fiction-Autor, dessen »Krieg der Welten« 1945 tausende Radiohörer*innen in Angst und Schrecken versetzt hatte, machte auch als Historiker von sich reden. Seiner Darstellung des Neandertalers war für diesen wenig schmeichelhaft. Den Neandertaler habe ein *»Affenhals«* ausgezeichnet, eine *»kleine Körperstatur«* und *»eine sehr starke Behaarung.«* Und so attestierte Wells unserem ungeliebten Bruder *»eine gewisse Hässlichkeit oder abstoßende Fremdartigkeit in seiner Erscheinung.«* Eine ganze Literatursparte machte es sich zur Aufgabe den Neandertaler als unterentwickelten Rohling darzustellen. Die Belletristik schien die Geschichte vom primitiven Halbaffen zu lieben.

William Golding beschrieb in seinem Buch »Die Erben« die Geschichte einer gemütlichen und reichlich naiven Neandertalersippe, die sich plötzlich dem weit überlegenen und aggressiven Homo sapiens gegenübersah. Während die sich schonmal ihr Fell ausziehen und in Baumstämmen über Gewässer fahren, indem sie darin graben, führen die Neandertaler längere Gespräche untereinander darüber, ob sie die Zweige, die die Homo sapiens nach ihnen werfen, zurückbringen sollten. Das kulturelle Gefälle ist anschaulich beschrieben: Der stark behaarte Neandertaler ist nicht einmal in der Lage zu erkennen, dass der Homo sapiens seine Kleidung ablegt, Boote mit Paddeln benutzt, um Seen zu überqueren und mit gefährlichen Speeren nach seinem harmlosen Widersacher wirft.

Golding, der »Die Erben« einmal als sein Lieblingsbuch aus seiner eigenen Feder bezeichnete, war Zeit seines Lebens nicht gerade durch ein positives Menschenbild bekannt geworden. Ganz im Gegenteil. Immerhin, »seine« Neandertaler konnten sprechen. Eine Fähigkeit, die man unserem ungeliebten Bruder lange nicht zubilligen wollte.

Unser Bild des Neandertalers sei seit jeher von *»unserer Selbstwahrnehmung«* überlagert, erklärt Melanie Wunsch vom Neandertalermuseum in Mettmann im Gespräch immer wieder. An ein *»kulturelles Gefälle«* zwischen Homo sapiens und Neandertaler glaubt die ausgebildete Archäologin nicht. Es sei ein evolutionärer Sonderfall, dass wir die einzig verbliebene Menschenform sind. Homo sapiens und Neandertaler seien sich weitaus ähnlicher gewesen als wir es heute mitunter glauben. Wunsch schätzt nicht nur die technischen Fähigkeiten unseres ungeliebten Bruders als hoch ein, sondern sieht auch eine emotionale Nähe der Mitglieder einer Neandertalergruppe als gesichert an.

> *»Wir kennen Fälle, in denen Neandertaler Mitglieder ihrer Gruppe über Jahre versorgten, wenn diese nach Unfällen nicht mehr selbst dazu in der Lage waren«,* gibt Wunsch einen überraschenden Einblick in das Leben in der düsteren Altsteinzeit.

Wirklich? Sollte das zutreffen, dann hätte unser ungeliebter Bruder bereits vor zehntausenden Jahren so etwas wie ein soziales Netz geknüpft. Wohl gemerkt in der Zeit der Wildbeutergesellschaft, in der das Überleben der Gruppen täglich wieder von Neuem zur Disposition stand. Sollten die Neandertaler*innen etwa dennoch sozial denkende und handelnde Geschöpfe gewesen sein? Schwer vorstellbar!

Aber überraschender Weise dürfte Wunschs Interpretation nicht weit von der altsteinzeitlichen Realität entfernt gewesen sein. In seinem sehr lesenswerten Buch »Der Neandertaler unser Bruder«, erzählt Francois Savatier die Geschichte eines, wie er ihn nennt, *»prähistorischen Pechvogels.«* Eigentlich erwähnt Savatier die Geschichte vorrangig, um die Härte der Jagd zu beschrieben. Doch was wir über das Leben des mit etwa 40 Jahren verstorbenen Neandertalers wissen, ist auch in anderer Hinsicht von großem Interesse.

Ausgegraben wurden dessen Überreste in einer Höhle im nordöstlichen Irak. Anscheinend hatte der bedauernswerte Mann schon in jungen Jahren seinen rechten Unterarm verloren. Wahrscheinlich war der Verlust die Folge eines Knochenbruchs. Der linke Arm hatte wenigstens eine weitere Fraktur hinnehmen müssen. Verknöcherte Auswüchse in den Ohren legen den Schluss nahe, dass er taub war. Zudem machen Verletzungen im Augenbereich eine Erblindung wahrscheinlich.

Dennoch erreichte der Mann ein Alter von gut 40 Jahren, was mit diesen körperlichen Einschränkungen zumal in der Altsteinzeit lediglich mithilfe seiner Gruppe möglich sein konnte. Ganz nebenbei stellt sich bei diesem Skelett auch die Frage, ob der rechte, beschädigte Unterarm in einer Operation amputiert worden war.

Die Grundlage der Existenz des Neandertalers war eine Wirtschaft des Teilens. Eine Art von Teilen übrigens, die keine Gegenleistung erwartete, denn was immer der körperlich eingeschränkte Uriraker seiner Gruppe bedeutete, verwertbar im heutigen ökonomischen Sinne war er für seine Gemeinschaft mitnichten. Er lebte unter ihnen und wurde versorgt.

So einfach war das bei unserem ungeliebten Bruder. Solidarität schien man damals groß geschrieben zu haben.

Der französische Sozialanthropologe Alain Testart, der mit Büchern wie »Le communisme primitif« bekannt wurde und der es mochte in seinen Arbeiten Lewis Morgan anzuführen, den schon Friedrich Engels gern zitierte, hielt einmal fest, dass die Wildbeuter*innen unter Gleichen lebten. Die Verteilung der Beute war mehr als nur ein Akt des Fleischverzehrs, der bei dem unstillbaren Kalorienbedarf der Neandertaler*innen kaum ein Maß kannte. Sie war konstituierend für die Gesellschaft der Altsteinzeit. Demnach war die gleichmäßige Aufteilung der durch die Gruppe beschafften Güter Voraussetzung für den Zusammenhalt dieser Gesellschaften. Eine andere Art des Umgangs mit der Beute hätte die Gruppen zerrissen.

Jede Gesellschaft sei eine Organisation zur Erledigung der gesellschaftlich notwendigen Arbeit, hatte der russische Revolutionär Leo Trotzki einmal geschrieben. Einen großen Teil der gesellschaftlich notwendigen Arbeit machte bei den Neandertaler*innen zweifelsohne die Jagd aus. Mit dem Moment, in dem man die nicht selten mächtigen Beutetiere in ausweglose Situationen trieb, musste diese Arbeit zweifelsohne vergemeinschaftet sein. Ein*e Neandertaler*in war etwa einen Meter sechzig groß. Ein Mammut türmte sich gute vier Meter vor ihm auf, ein auf seinen Hinterbeinen stehender Höhlenbär noch immer dreieinhalb Meter.

Angesichts dieser Größenverhältnisse brauchte man nicht allzu lange, um auf die Idee gegenseitiger Hilfe bei der Jagd zu kommen. Man musste die Arbeit organisieren. Und – auch wenn man den Neandertaler*innen diese Fähigkeit in der Vergangenheit gern absprach – sie organisierten diese notwendige Arbeit.

Mit welcher, letzten Endes tödlichen, Virtuosität sie dies taten, zeigten 1948 Funde im niedersächsischen Lehringen. Mitten in den Nachkriegswirren stieß man dort in einer Mergelgrube auf einen beinahe übersehenen Fund. Schaufelweise füllte man Loren und rollte sie davon. Bis man irgendwann

verstand, was man da davonfuhr. In Gesteinsschichten, die mehr als 100.000 Jahre alt waren, fanden sich die Knochen eines Ungetüms: Die Reste eines Europäischen Waldelefants, elf Tonnen schwer, mehr als vier Meter trennten seine Schultern vom Boden. Allein eines seiner Augen war so groß wie der Kopf eines Neandertalers.

Wer irgendwann einmal das höchst unangenehme Erlebnis hatte, einen vollbeladenen Lastkraftwagen auf sich zurasen zu sehen, der dürfte in etwa das empfunden haben, was Neandertaler*innen beim Anblick dieses Monsters im vollen Lauf gefühlt haben dürften. Dennoch sprach der Fund in der Grube eine deutliche Sprache. Irgendeine Gruppe von Neandertaler*innen musste dem Elefanten den Garaus gemacht haben. Irgendwann gab der Boden Steingeräte frei und schließlich sogar eine mehr als zwei Meter lange hölzerne Lanze. Gefertigt war sie aus Eibe. Die Wahl dieses Materials ist bemerkenswert, wenigstens ebenso wie der gesamte Fund. Das Holz der Eibe ist hart, schwer zu bearbeiten, aber ungeheuer wirkungsvoll. Das Alter des Funds lässt keinen Zweifel zu, die Lanze war einst durch die Hände eines Neandertalers in den Leib dieses Monstrums gestoßen worden.

Wer auch immer der riesigen Beute den Speer in den Leib stieß, musste nahe an sie herangelangt sein. Das wiederum war nur möglich, wenn die anderen der Gruppe ihm dabei behilflich waren. Vieles spricht dafür, dass die Gruppe, der der Elefant zum Opfer fiel, das Tier in einen Sumpf getrieben und dort mit der Lanze getötet hatten. Das Zerlegen und der Abtransport der Beute erfolgten dann ebenso gemeinschaftlich wie zuvor die Jagd.

Welche Kraftprobe dieses Unterfangen für die Gruppe bedeutet haben muss, kann man sich wahrscheinlich gut vorstellen. Dass die an der Jagd Beteiligten gleich teilten, mag noch einleuchten. Doch wieso sollten sie einen Menschen versorgen, der körperlich derart eingeschränkt war wie jener Neandertaler, dessen Überreste auf dem Gebiet des heutigen Iraks gefunden wurden?

Die Antwort auf diese Frage dürfte kaum im Rahmen einer simplen Kosten-Nutzen-Rechnung zu finden sein. Die Versorgung des *»prähistorischen Pechvogels«,* wie ihn Savatier genannt hatte, entsprang derselben Solidarität, die die Verrichtung der gesellschaftlich notwendigen Arbeit der Gruppe abverlangte. Sie war nur im Kollektiv zu bewältigen und somit konnten Empfindungen wie Selbstsucht den Gruppenmitgliedern im Grunde nur fremd sein. Diese Art des durch die Arbeit geprägten kollektiven Handelns rettete dem bedauernswerten Mann das Leben. Nur eine Gruppe mit festem Zusammenhalt konnte so große Tiere wie einen Waldelefanten bezwingen. Nur so konnte sie ihr Überleben sichern. Nur wenn der Wert der Solidarität in den Gemeinschaften des Neandertalers verankert war, kann man das Überleben des schwer eingeschränkten Mannes erklären. Der gesellschaftlich arbeitende, sensible, soziale und intelligente Neandertaler? Oder geht dieser Schluss zu weit?

Die Strukturen, in denen unser ungeliebter Bruder dachte, dürften in jedem Fall bereits enorm komplex gewesen sein. Selbst das Denken in Symbolen war den Neandertaler*innen nicht unbekannt.

> *»Wir wissen, dass er sich mit verschiedenen Farben bemalte«,* erklärt Wunsch, *»ja, sogar farbige Spuren an Höhlenwänden hinterließ.«*

Das Wort Höhlenmalerei möchte die Archäologin anscheinend nicht verwenden. Längst ist klar, dass sie das Bild vom einfältigen, behaarten Halbmenschen zu revidieren sucht.

Die Forschungsergebnisse der letzten Jahre dürften ihr Recht geben. In einer Höhle im heutigen Spanien fanden Forscher schwarze Linien. Es kann keine Zweifel geben, dass eine bestimmte Menschenform diese Farben auf den Stein aufbrachte. Bloß welche? Bis vor wenigen Jahren galt der Homo sapiens als der Schöpfer der Höhlenmalerei. Doch 2018 schätzte ein Team internationaler Wissenschaftler das Alter der erwähnten Höhlenmalereien auf wenigstens 64.000 Jahre,

wie die Wochenzeitung »Zeit« damals berichtete. Trifft diese Datierung zu, sind die Zeichen mehrere Zehntausend Jahre vor der Ankunft der ersten Homo sapiens auf dem heutigen Gebiet des spanischen Staates entstanden. Folglich könnten sich nur Neandertaler*innen künstlerisch verwirklicht haben, was jedoch die Fähigkeit zum abstrakten Denken zwingend voraussetzt.

Schmuck, der Denken in Symbolen zum Ausdruck bringt, war den Neandertaler*innen nicht fremd.

> *»Wir wissen«,* hält Wunsch fest, *»dass sich der Neandertaler bereits mit Rötel und Ocker bemalt hat.«*

Rötel jene Mineralfarbe aus Ton und Hämatit, diente auch dazu Muscheln zu bemalen, die Neandertaler*innen allem Anschein nach an einer Schnur um den Hals getragen haben. Auch sonst dürften sich Neandertaler*innen durchaus versucht haben, ihre Umwelt gedanklich zu erschließen und kognitiv wie emotional mit Schicksalsschlägen umzugehen. So sind zumindest für den späten Neandertaler Bestattungen nachweisbar, wie Wunsch im Gespräch zu berichten weiß.

Mehr und mehr fällt es schwer den signifikanten Unterschied zwischen beiden Formen von Menschen zu entdecken, der nun ausgerechnet unsere Vorfahren dazu getrieben haben könnte, den Neandertaler quasi systematisch auszurotten.

Doch es bleibt die Frage, ob der Homo sapiens den Neandertalergruppen sozusagen militärtechnisch überlegen gewesen ist. Oder anders ausgedrückt: Hätte der Homo sapiens die Mittel besessen, um die Neandertaler*innen zu vernichten? Denken wir an den bereits erwähnten Roman von William Golding und die *»fliegenden Zweige«*, die unsere äußerst aggressiven Vorfahren in Richtung der ersten Bewohner*innen Europas warfen, wenn man im Bild der Erzählung bleiben will.

Goldings Erzählung muss verwundern. Ein mühsam hergestellter Speer war Hightech in der Altsteinzeit. Man hätte sich also die *»fliegenden Zweige«*, wenn es irgend möglich ge-

wesen wäre, zurückgeholt, auch der Homo sapiens. Aber war diese Menschenform die Einzige, die Speere einsetzen konnte? Im Grunde ist das nur schwer zu sagen. Schließlich hat das Material, aus dem diese Waffen hergestellt wurden die Angewohnheit über die Jahrtausende spurlos zu verschwinden.

Als umso herausragender muss daher ein Fund aus dem Jahr 1994 angesehen werden. In der Nähe vom Helmstätt, genauer gesagt, bei Schöningen, fanden Forscher inmitten von zahlreichen Tierknochen acht Speere mit Längen zwischen einem Meter achtzig und zwei Metern fünfzig.

Sie stammten aus einer Zeit, die etwa 300.000 Jahre zurückliegt. Die kunstvoll gefertigten Jagdwaffen bewiesen die ungeheuren Fähigkeiten ihrer Schöpfer*innen. Die Spitze war dicker, weshalb sich die Flugbahn als Parabel gestaltete und sich der Speer in Richtung der Beute absenkte. Die Jagdwaffen stammten nicht von unserem ungeliebten Bruder, sondern von dessen Vorgänger dem Homo heidelbergensis.

Nach Savatiers Einschätzung zeigt dieser Fund aber gerade, dass die Neandertaler*innen *»eine sehr lange Jagdtradition«* ererbt hätten. Und die Waffen, mit denen die Jagd unternommen wurde, waren beängstigende Tötungsgeräte: Als man sie nachbaute und sie Speerwerfer testen ließ, erreichten sie ohne großes Training Wurfweiten von bis zu 70 Metern!

Was Fernwaffen betraf, genoss der Homo sapiens also keine Monopolstellung. Dass diese überhaupt gegen andere Menschen eingesetzt wurden, erscheint jedoch mehr als zweifelhaft. Skelettfunde mit Spuren, die Verletzungen von Neandertaler*innen durch Homo sapiens nahelegen, *»liegen uns nicht vor«*, erklärt Wunsch im Gespräch. Nur wieso kam dann überhaupt die Theorie vom ersten Genozid der Menschheitsgeschichte auf? Das sei eben *»eine Sache der Selbstwahrnehmung«*, hält Wunsch fest als wir miteinander sprechen. Wir sehen also unsere Zeit und übertragen heute sinnvoll wirkende Deutungsmuster auf diese Zeit, könne man das so zusammenfassen? Die Archäologin überlegt kurz. Dann gibt sie zurück: *»Ja, im Grunde kann man das so sagen.«*

Dem Homo sapiens wäre eine direkte Konfrontation mit Neandertaler*innen wahrscheinlich auch nicht besonders bekommen. Schaut man die Knochen unseres ungeliebten Bruders an, fällt deren Dicke besonders an den Stellen, an denen die Muskeln ansetzten, auf. Der gedrungene, kleine Körper der Neandertaler*innen war enorm stark, seine Muskelmasse muss beeindruckend und sein Skelett sehr robust gewesen sein. Selbst Schädelfrakturen konnten sie überleben, wie Funde beweisen.

Sollte es doch noch irgendwann einmal zu einem Aufeinandertreffen zwischen einem Neandertaler und einem Homo sapiens in einem Boxring kommen, täte man als Zuschauer*in gut daran, seinen Einsatz nicht auf die Vertretung unserer Menschenform zu verwetten. Selbst Muhammed Ali wäre beim Sparring gegen einen Neandertaler vermutlich an seine Grenzen geraten.

Der dumme, unterentwickelte Neandertaler, dem unsere Urahnen das Lebenslicht aushauchten entpuppt sich als sozial handelnder Mensch, dessen körperliche und geistige Fähigkeiten unübersehbar sind. Erst vor wenigen Jahren fanden niederländische Forscher vor der Nordseeküste Feuersteinklingen, die mit Birkenpech verklebt waren. Erzeugt wurde dieser Kleister, das haben die Analysen des Pechs ergeben, in einem komplizierten mehrstufigen Verfahren, in dem dieses Pech aus Birkenrinde gewonnen wurde. Auch andere Funde belegen die Fähigkeit der Neandertaler*innen verschiedene Werkstoffe mit diesem Klebstoff zusammenzufügen.

Nur wie gaben Neandertaler*innen ihr Wissen weiter? Dafür kann es nur eine Lösung geben: Unser ungeliebter Bruder konnte sprechen. »*Morphologisch war er dazu in der Lage*«, versichert Wunsch. Auf dem Gebiet des heutigen Israels fand man gar das Zungenbein eines Neandertalers. Sein Gehörgang soll sich zur Wahrnehmung von Sprache sehr gut geeignet haben.

Doch neben morphologischer Beweise gibt es zahlreiche Indizien aus dem Sozialleben von Neandertalergruppen, die

Sprachfähigkeit nahe legen. Man denke an den *»prähistorischen Pechvogel«*, den wir schon mehrfach erwähnten. Dessen Versorgung konnte man nur dann organisieren, wenn man sich verständigen konnte. Die komplexen Jagdmethoden wären ohne die Fähigkeit zu sprechen absolut undenkbar.

Neandertaler*innen konnten sprechen, sie liebten ihre Kinder und die Mitglieder ihrer Gruppe, sie fertigten Kunst an, ihre Wirtschaft war eine Wirtschaft des Teilens, ihr Sozialleben von Zusammenhalt und wahrscheinlich Mitgefühl geprägt, ihre körperlichen und geistigen Fähigkeiten waren denen des Homo sapiens nicht unterlegen und über Waffen verfügte unser ungeliebter Bruder ebenfalls. Ein kulturelles Gefälle gab es nicht, Konkurrenz um Nahrung fällt als Ursache eines angeblichen Ausrottungsfeldzuges gegen die Neandertaler*innen angesichts der geringen Besiedlungsdichte ebenfalls weg. Körperlich war der Homo sapiens eigentlich sogar unterlegen.

Alles in allem bleibt von der Theorie des weltweit ersten Genozids nicht viel übrig. Doch wie lief denn dann das Zusammentreffen zwischen beiden Menschenformen ab? Zumindest im Gebiet des Nahen Ostens ist dieses sehr wohl belegbar.

»Wahrscheinlich sehr viel angenehmer als lange gedacht«, hält Melanie Wunsch fest. Neandertaler*innen und Homo sapiens hatten gemeinsame Nachkommen. Vor allem Homo sapiens Männer und Neandertalerinnen schienen bei der Familienplanung eher erfolgreich gewesen zu sein, erklärt die Archäologin. Schon vor längerer Zeit war es dem Max-Planck-Institut in Leipzig gelungen die DNA des Neandertalers zu sequenzieren. Das Ergebnis ist beinahe schon verstörend: Gut ein bis fünf Prozent unserer DNA stammt selbst 30.000 Jahre nach seinem Verschwinden noch immer vom Neandertaler. Was genau wir ihm zu verdanken haben scheint jedoch noch immer umstritten: Anscheinend sind wir für bestimmte Zivilisationskrankheiten anfälliger durch die DNA unseres vielleicht doch nicht ganz so ungeliebten Bruders.

Andere Krankheiten stecken wir wohl dank seines Einflusses auf unser Erbgut besser weg. Etwa 60.000 Jahre lebten Homo sapiens und Neandertaler im Nahen Osten friedlich nebeneinander her – und kamen sich sogar sehr nahe.

Was zu seinem Verschwinden führte bleibt indessen umstritten: Ein zu flacher Gehörgang, der Krankheitserreger nicht abfließen ließ ist ebenso in den Ring der Auseinandersetzung geworfen worden wie ein Vulkanausbruch, die Veränderung des Klimas, das Verschwinden großer Beutetiere und die geringe Lust der Neandertaler*innen sich fortzupflanzen. Vielleicht ist es auch eine Mischung aus allem. Eines nur dürfte sicher sein: Den Vernichtungsfeldzug unserer Vorfahren gegen den Neandertaler hat es nicht gegeben – ganz im Gegenteil.

Und Krapina? Der Ort, an dem 1899 der angebliche Beweis für den Massenmord an Neandertaler*innen gefunden wurde? Weitere Untersuchungen ergaben schnell, dass die Thesen zu diesem Fundplatz nicht haltbar waren. Bald schon hieß es, man habe einen Ort gefunden, an dem Neandertaler*innen ihresgleichen verzehrt hätten. Doch auch die Kannibalismusthese ist hochumstritten. Das nachgewiesene Entfleischen der Knochen könnte ebenso Teil eines Begräbnisrituals gewesen sein und die schweren Schäden an manchen Knochen kamen nicht von wild gewordenen Homo sapien Kriegern, sondern haben ihre Ursachen in ungenügenden Ausgrabungsmethoden. Selbst vor Sprengungen schreckte man in Krapina nicht zurück, um die Knochenreste aus dem Boden zu holen.

Und so wird der Blick in unsere dunkle, archaische Vergangenheit plötzlich nicht nur deutlich heller und freundlicher. In einer Zeit, in der Kliniken geschlossen werden, in der mitten in einer Pandemie Milliarden in Rüstung fließen, statt Menschen zu helfen und aus dieser Krise Menschen Profite ziehen; in einer solchen Zeit wird das kollektive Wirtschaften und Teilen des Neandertalers, seine Bereitschaft sich um Menschen in Notlagen zu kümmern, selbst wenn der allgemeine Mangel alltäglich drohte, beinahe schon zu einem ausgestreckten Fin-

ger, der auf uns zeigt und uns zu fragen scheint: Was ist nur geschehen? Dass in einer Welt des existierenden Überflusses der Großteil der Weltbevölkerung in Armut lebt, würden Neandertaler*innen wohl kaum verstehen können.

Und der Genozid, den es nicht gab? Auch der wirft in all seinen Facetten ein bezeichnendes Licht auf uns und unsere Zeit. Wir verdächtigten die Menschen in der Altsteinzeit sich gegenseitig ausgerottet zu haben. Doch verrieten wir damit nur, wie sehr wir bereit sind die Deutungsmuster unserer Zeit auf jene Menschen, die lange vor uns lebten zu übertragen. »Selbstwahrnehmung«, hatte Wunsch das genannt. Obwohl es keinerlei Beweise gab, erklärte die Forschung das Verschwinden der Neandertaler*innen mit einem kollektiven, quasi rassistisch motivierten Blutrausch des Homo sapiens – doch nichts davon scheint zu stimmen.

Und noch etwas fällt auf: Wird von den Neandertaler*innen gesprochen, dann zumeist im Singular. Selbst in der wissenschaftlichen Literatur ist es oft der Neandertaler, von dem gesprochen wird, unser Verwandter, unser Bruder. Dabei bestanden die Gruppen der Neandertaler*innen aus unseren Brüdern und Schwestern, die gleichberechtigt ihr Leben gestalteten. Insofern ist auch die Überschrift dieses Kapitels falsch gewählt.

Das »natürliche Verhältnis zwischen den Geschlechtern«

Nicht erst seit Barbara und Allen Pease 1998 ihr wenig gehaltvolles Buch »Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken können« auf den Markt brachten und damit sogar auf der Spiegel-Bestsellerliste landeten, hat es eine gewisse Tradition, Geschlechterstereotype mit einem Rückgriff auf die Steinzeit, gemeint ist dabei meistens die Altsteinzeit, scheinbar zu begründen. Alle irrsinnigen Klischees aufzuzählen, die gern verbreitet werden, wäre ein wenig vergnügliches und vor allem aufgrund der enormen Zahl wohl kaum erfolgreiches Unterfangen.

Da wird der Mann plötzlich wieder zum Ernährer der Familie, wenn er am Grill steht und sich um das Fleisch kümmert. Er sieht gern Fernsehen, weil ihn das Flackern das Bildes an die Flammen des Feuers in der Höhle erinnert. Die Frau kümmert sich um den Haushalt und die Kinder, so wie sie sich früher in der Höhle um Nachkommen und Ordnung gesorgt und den erfolgreich jagenden Mann begrüßt hat. Und natürlich hatte damals eine Steinzeitfrau auch nur genau einen Steinzeitmann. Ihre Auswahl traf sie nach der Kraft des Mannes. Der findet, wie dem Autoren dieser Zeilen eine Ausbilderin im Referendariat erklärte, im Kühlschrank natürlich die Butter nicht, die er seiner Frau mitbringen soll, weil er den eingeschränkten Gesichtskreis eines Raubtieres hat, denn er war ja in der Steinzeit der Jäger. Da muss ihm schon die Frau zu Hilfe eilen. Deren Gesichtskreis ist erheblich größer, denn schon in der Steinzeit war sie das Opfer und kann daher viel

größere Gebiete überblicken. Ganz logisch, sie hat ja dauernd Angst gefressen zu werden. Der Einwand, dass sich die Augenstellung von Frauen und Männern nicht unterscheidet, ist dabei nicht von größerer Bedeutung, denn der Blick in die Steinzeit beweise ja, dass der Mann der starke und risikobereite Jäger und die Frau das schwache Opfer war. Kam das Raubtier, konnte sie nur ihren Mann rufen.

Risikoverhalten ist dabei ein Wort von besonderer Bedeutung, denn natürlich riskieren Frauen nichts, Männer hingegen schon. Im Faustkampf auf der Straße, in der Kneipe oder im Fußballstadion zur dritten Halbzeit finden sie sich endlich in ihrer angestammten Rolle aus der Steinzeit wieder.

Es wäre lächerlich, schlimmstenfalls ärgerlich, würde nicht in den letzten Jahren unter Nutzung solcher Klischees versucht werden, hart erkämpften Rechte von Frauen einzuschränken. Sexistische Positionen werden insbesondere, aber nicht nur, durch die AfD verstärkt in die Gesellschaft getragen. So träumt Björn Höcke, Landeschef der Rechtspopulisten in Thüringen und Aushängefigur des völkischen Flügels seiner Partei, in seinem Interviewbuch »Nie zweimal in denselben Fluss« von einem *»natürlichen Verhältnis zwischen den Geschlechtern.«* Selbstverständlich ist Höcke nicht darum verlegen zu erklären, was er darunter versteht. So gäbe es, seiner Meinung nach, *»wesensmäßige Unterschiede zwischen Mann und Frau«*, die man *»nicht überwinden, sondern kultivieren«* sollte. Der Mann, so die Einsichten des Thüringer Rechtsaußen weiter, stünde für *»Wehrhaftigkeit, Weisheit und Führung«*, Frauen hingegen für *»Intuition, Sanftmut und Hingabe.«* Werde dieses *»natürliche Verhältnis«* gestört, *»vernichtet man auch die Anziehungskräfte des Eros«*, so Höckes intime Mitteilungen. Und natürlich stünde man inzwischen kurz davor, denn gerade *»weiblich dominierte Kitas und Schulen«*, setzten eine generelle *»Antigewalt- und Antikörperlichkeitserziehung«*, samt des *»Verzichts auf männliche Initiation«* um. Die Zielvorgabe von Björn Höcke sind nach eigenem Bekunden Männer, *»die männlich statt machistisch«* und Frauen, die

»feminin statt feministisch« seien. *»Das täte beiden Geschlechtern und auch unserem Land gut«*, so seine feste Überzeugung.

Das von Höcke so präferierte *»natürliche Verhältnis zwischen den Geschlechtern«* wiederherzustellen, würde bedeuten, etwas wieder zu erschaffen, was schon immer so war, nur in den letzten Jahren in Vergessenheit geriet oder eben abgelehnt wird. Demnach etwas gerade zu rücken, was in der letzten Zeit in Schieflage geriet. Nur übersehen Björn Höcke und mit ihm viele seiner Parteifreund*innen, dass dieses *»natürliche Verhältnis zwischen den Geschlechtern«* wenig mit den Realitäten des menschlichem Zusammenleben seit dem Auftauchen unserer Spezies zu tun hat.

Der Mann der Jäger, die Frau die Sammlerin, die einen starken, Beute machenden Kerl ehelicht und auf ewig mit ihm zusammenbleibt. Dieses Bild der Steinzeit und des *»natürlichen Verhältnis zwischen den Geschlechtern«* ist schlicht falsch. Die alt- und später jungsteinzeitliche Realität war weitaus komplexer und vor allem pluraler – zumindest, wenn man bereit ist, die Erkenntnis der letzten 30 Jahre anzuerkennen.

Denken wir an die in Tansania lebenden Hadza. Zweifelsohne wird die dort zu bewältigende Arbeit anhand von Geschlechterlinien geteilt. Frauen sammeln Früchte, graben Wurzeln und Knollen aus und jagen Kleintiere. Die Männer machen in der einbrechenden Dunkelheit Jagd auf Paviane. Auf den ersten Blick findet man also bei den Hadza das *»natürliche Verhältnis zwischen den Geschlechtern«*, von dem Höcke fantasiert. Nur klammert eine derartige Betrachtung die Bedeutung beider Tätigkeiten aus. Nur etwa 20 Prozent der Nahrung der Hadza wird erjagt. Der weit größere Teil, 80 Prozent, sind ein Ergebnis der Arbeit der Frauen. Während Hadza-Männer an vielen Tagen ohne jede Beute ins Lager kommen, kommen die Frauen nie mit leeren Händen nach Hause. Das Überleben der Hadza sichern also zum weit überwiegenden Teil Frauen.

Doch auch eine Arbeitsteilung entlang der Geschlechterlinie, die ohne Abwertung auskommt, scheint für das steinzeitliche Leben nicht unbedingt allein typisch gewesen zu sein. In

seinem Lehrbuch über »Prähistorische Archäologie«, warnt Manfred Eggert eindringlich davor, »zeitgenössische Jäger/Fischer und Sammler« mit »Jägern des Paläolithikums« oder des Mesolithikums gleichzusetzen. Es sei eine offene Frage, inwieweit sie als »contemporary ancestors«, als zeitgenössische Vertreter*innen längst vergessener Zeiten, interpretiert werden könnten. Schließlich unterliegen auch sie dem Einfluss der industriellen Gesellschaft.

Die Geschlechterrollen in Alt-, Mittel- und Jungsteinzeit wirklich zu verstehen, fällt nach wie vor sehr schwer. Dabei macht nicht nur das Fehlen schriftlicher Aufzeichnungen das Leben der Forscher*innen schwer, sondern auch das Vorliegen von nicht selten kollektivem Eigentum. Es ist eine kaum lösbare Aufgabe ausgegrabene Gegenstände zweifelsfrei zuzuordnen, weshalb es fast unmöglich ist die Verteilung von Jagdgegenständen nach Geschlechtern festzustellen.

Etwas Licht ins Dunkel kann hier der Blick in Gräberfelder bringen. Erst 2020 machten Archäolog*innen in Auswertung der Funde an einem solchen Ort eine regelrecht verstörende Entdeckung.

Sieben Jahre zuvor hatte ein Bauer auf der Hochebene von Altiplano fünf Grabhügel entdeckt. Als die Anlagen in Wilmayala Patjxa archäologisch erschlossen wurden, förderten die Forscher*innen Werkzeuge zutage, die zum Zerteilen von Beute und zur Jagd auf Tiere dienten. Und fanden die 9.000 Jahre alten Überreste eines Menschen. Das Urteil war schnell gefällt: Hier wurde ein Jäger beerdigt. Und einer, so die Vermutung des Wissenschaftler*innenteams, der in seiner Zeit wahrscheinlich hohes Ansehen genoss.

Erst als Randy Hass von der University of California, Davis wieder in der Heimat im Labor war, fiel einem seiner Mitarbeiter auf, dass man eventuell falsch liegen könnte. Nach einer eingehenden Untersuchung der Zähne wurde schließlich klar, der Großwildjäger war eine Großwildjägerin.

Das war ein kaum zu erwartender Befund, hatte man doch die steinzeitliche Jagd auf Großwild bislang lediglich mit Män-

nern verbunden. Die Geschichtslehrbücher sind voll von entsprechenden Abbildungen. Plötzlich lagen nun die Knochen einer Jägerin im Labor, die im Alter von 17 bis 19 Jahren als wohl hoch angesehene Vertreterin ihrer Zunft verstorben war.

Doch war sie ein Einzelfall? Eine Ausnahme? War sie die eine weibliche Stecknadel im Heuhaufen der männlichen Großwildjäger? Das Team um Haas suchte eine Antwort.

Insgesamt sind die Überreste von 429 Menschen an 107 Stellen aus der Zeit zwischen 17.000 und 4.000 v. Chr. auf den beiden amerikanischen Kontinenten ausgegraben worden. In 27 Fällen konnte man sie anhand von Grabbeigaben als Jagende identifizieren. Die wissenschaftliche Überprüfung ihres Geschlechts stellte sich als Sensation heraus: In einem Fall war ein Geschlecht nicht mehr feststellbar. In 15 Fällen handelt es sich zweifelsfrei um Männer, in 11 Fällen ist die Feststellung des weiblichen Geschlechts ebenso über jeden Zweifel erhaben. Das Team um Haas schätzte demnach den Anteil der Jägerinnen in der Steinzeit auf etwa 30 bis 50 Prozent. Die Jägerin in den Anden war also kein Einzel-, sondern der Normalfall. Das *»natürliche Verhältnis zwischen den Geschlechtern«* kannte keine Rollenklischees.

Weshalb jedoch existiert in den wenigen heute noch existierenden wildbeuterischen Gesellschaften häufig eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung? Weshalb jagen dort, wie bei den Hadza, häufig die Männer das Großwild? In einem Interview für den kanadischen Radiosender CBC im November 2020 wurde Haas genau diese Frage gestellt. Der US-Wissenschaftler erklärte, sie nicht sicher beantworten zu können. Möglicherweise, so Haas, habe die Abnahme der Menge an Großwild irgendwann zu einer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung geführt. Ob diese Theorie stimme, könne er, so seine eigene Darstellung, nicht mit Sicherheit sagen. Unter Umständen müssen wir also zur Kenntnis nehmen, dass die Hadza in dieser Frage nicht als »contemporary ancestors« angesehen werden können, wie Eggert sich in seinem Lehrbuch ausdrückte.

Im Grunde hätten die Erkenntnisse von Haas' Team nicht unbedingt überraschend sein müssen. In der Altsteinzeit setzte man bei Jagden den Beutetieren nach, man hetzte sie förmlich zu Tode. Wild auf diese Weise nachzusetzen verlangte von den Wildbeuter*innen die Bereitschaft zu einem hohen personellen Aufwand. Man brauchte buchstäblich jeden Mann – und jede Frau!

Doch nicht nur an den bildhaften Darstellungen bezüglich der Großwildjagd und den dort verewigten Rollenklischees, die unsere Geschichtslehrbücher noch immer füllen, sollte man ernsthaft zweifeln. Nicht selten werden Männer dargestellt, die Höhlenwände mit den meisterhaften Verzierungen versehen, die uns die Tiere der Altsteinzeit in Europa zeigen, Staunende Kinder und umstehende Frauen sehen ihnen dabei zu, manchmal halten sie die Fackel. Der Meister brauchte Licht!

Es schien einfach zu gut zusammenzupassen: Viele der Abbildungen geben Jagdszenen wieder, die Jagd war Männersache. Diese simple Gleichung ließ nur einen logischen Schluss zu. Es waren auch Männer, die Höhleninnenwände im Süden des heutigen Frankreichs und im nördlichen Teil des vom spanischen Staat beherrschten Gebiets mit faszinierenden Gemälden verschönert hatten.

An dieser Interpretation taten sich für Dean Snow, Anthropologe an der Pennsylvania State University, beim Betrachten fotografierter Höhlenmalereien aus einer Grotte nahe der französischen Kleinstadt Vallon-Pont-d'Arc ernste Zweifel auf. In der erst 1994 entdeckten Chauvet-Höhle hatten unsere Urahnen etwa 470 wunderschöne Bilder von Tieren und symbolhafte Darstellungen hinterlassen. Es ist unmöglich sich an den mit Ocker und wohl auch Holzkohle aufgebrachten Bildern satt zu sehen. Köpfe von Wildpferden, aus denen noch immer die ungestüme Kraft dieser Tiere spricht, finden sich neben Höhlenlöwen, die angsteinflößend in die Ferne schauen und Wollnashörnern, deren riesige geschwungene Hörner, einen unweigerlich erschaudern lassen. Und natürlich fehlen auch die Mammuts nicht.

Oft haben sich die prähistorischen Kunstschaffenden verewigt, in der Chauvet-Höhle sogar ziemlich häufig. Sie drückten ihre farbigen Hände an die Wände oder legten sie auf und pusteten Farbe über sie. Die so entstandenen Handnegative sind noch immer deutlich sichtbar. Und sie waren für Snow zusammen mit den farbigen Händen Anlass zum Nachdenken. Bei einer genaueren Analyse der Handabbildungen kam er anhand von deren Formen und Fingerlängen zu dem Schluss, dass nicht weniger als 75 Prozent dieser Handabdrücke von Frauen stammen müssen.

Das *»natürliche Verhältnis der Geschlechter«* hieß also eine enorme Teilhabe von Frauen und Männern am kulturellen und produzierenden Leben. Unsere Vormütter waren ebenso stolze Jägerinnen und fantasievolle Künstlerinnen, wie sie kluge Sammlerinnen und liebevolle Mütter waren. Wahrscheinlich waren sie oftmals alles in einer Person. Es gab keine Lebensbereiche, die sie sich nicht angeeignet hatten. Und wohl auch keine Herausforderung, die eines der beiden Geschlechter aus Prinzip gemieden hätte. Das *»natürliche Verhältnis der Geschlechter«*, welches Höcke und den Seinen vorschwebt, würde bei ihnen wahrscheinlich nur ein verständnisloses Kopfschütteln hervorrufen.

Die Beziehungen, die unsere Urahnen miteinander eingingen, waren wahrscheinlich weitaus pluraler als man sie sich gemeinhin heute vorstellt. Nur konservieren Beziehungsformen nicht im Boden, nicht in sumpfigem Morast und auch nicht unter Wasser. Um eine Ahnung von dieser Art des Zusammenlebens zu bekommen, sind wir auf einen Blick zu den heute noch existierenden wildbeuterischen Gemeinschaften angewiesen.

Die Frauen der Hadza fertigen für Männer, an denen sie Interesse haben Ketten an, die sie ihnen schenken. Gehen die Männer auf diese Avancen ein, leben sie in serieller Monogamie zusammen, wie ein Redakteur des Magazins Spiegel während eines zweiwöchigen Besuchs 2009 in Erfahrung bringen konnte. Die Partnerschaften wechseln nach ein paar Jahren.

So wie beim Entstehen der Beziehung sind es auch bei deren Auflösung häufig die Frauen, bei denen die Initiative liegt. »Endless love?« Die eine heilige Ehe bis ans Ende des Lebens? Fehlanzeige. Das *»natürliche Verhältnis der Geschlechter«* ist auch diesbezüglich ein Anderes und dürfte es wohl auch bei unseren Vorfahren gewesen sein.

Noch vielfältiger sind die Beziehungsformen noch bis in die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts bei den indigenen Völkern im nördlichen Polargebiet gewesen. Auch sie eine wildbeuterische Gemeinschaft, in der bis in die 1950er nicht eine vorherrschende Beziehungsform existierte, wie Kennt Flannery und Joyce Marcus in ihrem Buch »The Creation of Inequality« (»Die Erschaffung der Ungleichheit«) festhalten. So wie ein Mann eine Frau heiraten konnte, existierte auch die Möglichkeit, dass ein besonders erfolgreicher Jäger zwei Frauen ehelichte. Mitunter heiratete aber auch eine Frau zwei Männer, die sich gemeinsam um die gemeinsamen Kinder kümmerten. Die Belastung der Frauen in diesem Typ der Ehe war jedoch enorm, weil sie, wie Flannery und Marcus anmerken, für die Verarbeitung des Fleischs von zwei Jägern zuständig waren. Selbst Ehen zu viert, bestehend aus zwei Männern und zwei Frauen waren alles andere als unbekannt.

Im Grunde ist diese Beziehungsform nichts Anderes als die von Engels in wildbeuterischen und auch frühen neolithischen, also sesshaften Gesellschaften ausgemachte Gruppenehe, in denen es seinen Worten nach ungewiss ist, *»wer der Vater eines Kindes ist, gewiss aber ist, wer seine Mutter.«* In Gruppenehen, so Engels in »Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates« weiter, sei *»die Abstammung nur von mütterlicher Seite nachweisbar«* und nur diese *»weibliche Linie«* werde anerkannt. Die *»ausschließlich Anerkennung einer leiblichen Mutter bei Unmöglichkeit, einen leiblichen Vater mit Gewissheit zu kennen«*, führe zu einer *»hohen Achtung«* der Frauen. Dies aber sei, so Engels die Grundlage *»eines kommunistischen Haushalts«*, denn der setze die *»Herrschaft der Weiber im Hause voraus«*, wie er in der Sprache seiner Zeit festhält.

Für Engels ist die Gruppenehe die Voraussetzung für Bildung größerer Gemeinschaften wie Horden.

> »*Gegenseitige Duldung der erwachsenen Männchen*«, schreibt er, »*Freiheit von Eifersucht, war aber die erste Bedingung für die Bildung solcher größeren und dauernden Gruppen, in deren Mitte die Menschwerdung des Tiers allein sich vollziehen konnte.*«

Für Engels gibt es keinen Zweifel, dass Frauen in wildbeuterischen und sehr lange auch sesshaften Gesellschaften hohes Ansehen genossen. Archäologisch scheint diese Aussage absolut stimmig zu sein.

Noch lange nach dem Ende des egalitären Zusammenlebens waren im 8. und 7. Jahrhundert v. u. Z. Kriegerinnen bei den Skythen ein Teil der Normalität. Die Reiternomaden versetzten ganze Landstriche in Europa und Asien in Angst und Bange. Ihre hoch zu Ross kämpfenden Frauen ließen wahrscheinlich auch den mit reichlich Phantasie ausgeschmückten Mythos um die Amazonen entstehen. Gut ein Drittel der skythischen Frauen wurden mit Waffen in ihre Gräber gelegt. Viele von ihnen hatten in zahlreichen Feldzügen schwere Verletzungen erleiden müssen. Nicht selten hatte man sie mit Gold geschmückt, ihr Ansehen muss enorm gewesen sein, angesichts solch prachtvoller Grabbeigaben.

Auf dem Gebiet Armeniens tauchte vor ein paar Jahren das Skelett einer beerdigten Skythin auf. In ihrem Bein steckte noch immer eine Pfeilspitze. Die Ausbildung ihrer Muskulatur, diesen Schluss ließ die Analyse ihres Knochenbaus zu, stand der der männlichen Kampfgefährten in nichts nach.

Wieso aber wurde die Rolle von Frauen in der Geschichte immer wieder falsch eingeschätzt? Auch das scheint wieder eine Frage der »Selbstwahrnehmung« zu sein, wie es Melanie Wunsch in ihrem Gespräch mit dem Autoren um die Neandertaler*innen genannt hatte. Wir deuten historische Funde im Rahmen unserer Gesellschaft. Die kapitalistische Realität, zu der eben auch eine Spaltung der Geschlechter und

eine feste Rollenzuweisung für Frau und Mann gehören, definiert auch unsere Interpretationsfähigkeit. Darüber hinaus war Archäologie über Jahrzehnte Männersache. Einen kritischen Umgang in der Frage der Geschlechterrollen sucht man in dieser Konstellation lange Zeit umsonst. Als vor mehr als 100 Jahren in Schweden in der Nähe von Stockholm das Grab eines großen Wikingerkriegers gefunden wurde, ging die Forschung automatisch davon aus, dass es sich um einen Mann hatte handeln müssen. Zu hoch sein militärischer Rang, zu umfangreich die Ehren mit denen er zu Grabe getragen wurde. Inzwischen ist klar, es handelte sich um eine Frau, die es zu enormem militärischem Ansehen gebracht hatte. Auch sie ein Beleg dafür wie sehr uns die Sicht auf die Vergangenheit durch unsere Gegenwart, in der soziale Ungleichheiten bestimmend sind, verbaut wird.

Im Paläolithikum und Neolithikum, auch das scheint sich mehr und mehr wissenschaftlich belegen zu lassen, war das Zusammenleben von Frauen und Männern von Gleichberechtigung geprägt gewesen zu sein. Das *»natürliche Verhältnis der Geschlechter«* ist weit von dem entfernt, was Björn Höcke sich darunter vorstellt. Die Frau, die mit einem Bogen auf dem Rücken und Pfeilen in der Hand auf Beute lauerte, die zusammen mit anderen Frauen und Männern Tieren hinterhersetzte, gehört wohl genauso zu dieser Realität wie die Ehe in Gruppen oder das Zusammenleben auf Zeit. Wer sich auf das Ideal der bürgerlichen Ehe oder auf die Frau als sanftmütiges und hingebungsvolles Wesen, dessen Fokus auf der Erziehung der Kinder und dem Haushalt liegt, berufen will, tut gut daran angebliche Belege für diese Art von sexistischem Unsinn nicht in Paläolithikum, Mesolithikum oder Neolithikum zu suchen.

Nomadische Liekedeeler*innen

Glaubt man einem alten Hörspiel aus den 1970er Jahren, waren Störtebekers Freibeuter sehr sangesfreudig.

> *»Wo uns're Fahne weht, ist es für jedes Schiff zu spät, wir sind im Kampfe vereint, des lieben Gottes Freund und aller Welt Feind.«*

Diese Zeilen schafften es in den 1980er Jahren auch in einen Song der Punkband Slime.

Die Beute ihrer Kaperfahrten auf Ost- und Nordsee sollen Störtebekers Piraten nicht nur untereinander verteilt haben, was ihnen den Namen Gleichteiler – Liekedeeler – einbrachte. Auch Arme sollen von den Diebeszügen gegen reiche Kaufleute profitiert haben, was Störtebekers Trupp zu frühen Umverteiler*innen machte.

Die gemachte Beute gleich zu teilen war jedoch selbst im ausgehenden Mittelalter keine wirklich neue Idee. Vielmehr scheint sie im menschlichen Bewusstsein tief verankert zu sein. Hunderttausende Jahre lebten Menschen auf Grundlage genau dieser Idee zusammen. Nur war die Idee des Gleichteilens nicht eine Art Leitstern, dem man folgte. Sie war so verinnerlicht, dass alles andere vollkommen abwegig und irreal erschien. Als Menschen lange vor der Sesshaftwerdung, lange vor der Gründung von Siedlungen und Ortschaften, noch als Wildbeuter*innen nomadisch über die Erde zogen, hatten sie bereits den gesamten Planeten erobert. Soziale Differenzierung zwischen ihnen sucht man dennoch umsonst. Das egalitäre Leben dieser Gemeinschaften sei kein Wunder, erklärte Johannes Müller von der Universität Kiel im Gespräch mit dem Autor. Schließlich hätten diese Gruppen *»kein*

Mehrprodukt erwirtschaftet.«[4] Im Grunde gab es also nichts, worum man sich hätte streiten können. Bis heute ist die Frage, wer über das Mehrprodukt verfügt die entscheidende bei der Gestaltung unserer Form des Zusammenlebens. Weil eine Klasse sich des Mehrprodukts bemächtigt, lebt sie in Luxus, häuft Milliarden und ungeheuren Besitz an. In der Zeit vor der Sesshaftwerdung wäre dieses Szenario als vollkommen abwegig wahrgenommen worden. Die wenigen noch in wildbeuterischen Gesellschaften lebenden Menschen malen noch heute ein Bild von dieser Zeit.

Dabei gab es Eigentum wohl auch in dieser Phase der menschlichen Existenz. Schuf sich ein*e Wildbeuter*in einen Faustkeil, einen Speer oder – später – Pfeil und Bogen, waren sie *»wohl ›Eigentum‹ desjenigen, der sie verfertigt und gebraucht hatte – sie wurden ja auch beim Tode des Besitzers mit ihm begraben«*, stellt der marxistische Prähistoriker Vere Gordon Childe in seiner »Geschichte der Werkzeuge« schon 1948 fest. Nur hätte der Besitz dieser Geräte keiner Gruppe von Wildbeuter*innen *»Gewalt über ihre Gefährten«* verliehen. Die Herstellung dieser Geräte sei allen Mitgliedern der Herde möglich gewesen.

Und zweifelsohne lag damals weder der Zugang zu den für die Anfertigung der Geräte nötigen Materialien in der Hand nur einer Klasse noch war das Wissen um die Geheimnisse der Erschaffung von Werkzeugen monopolisiert. Ganz im Gegenteil: Kenntnisse wurden als Allgemeingut geteilt. Die besten Möglichkeiten zum Bau von Werkzeugen vielleicht abends am Lagerfeuer besprochen und tags darauf, bei Tageslicht ausprobiert.

> *»Daher gab es keinen Beweggrund zur Ausbeutung und auch keine wirtschaftlich bevorzugten Klassen«,* schlussfolgert Childe.

Der Gebrauch der Werkzeuge war häufig nur dann von Erfolg gekrönt, wenn die Gruppe ihn kollektiv gestaltete. Treib-

4 **Mehrprodukt:** Überschuss von Produkten, der über die Menge hinausgeht, die benötigt wird, um das Überleben zu sichern.

jagden waren allein unmöglich. Dinge, die für die gesamte Horde von großer Bedeutung waren, befanden sich in kollektivem Eigentum. Das Feuer wurde von allen am Leben gehalten, schon beinahe zärtlich behandelt und gefüttert.

Das Feuer war der Ort großer Geschichten. Hier trafen sich die Hordenmitglieder, setzten sich dicht aneinander und tauschten die Erlebnisse des Tages miteinander aus. Als der US-amerikanische Journalist Michael Finkel 2009 bei den Hadza in Tansania zu Besuch war, erlebte er für die zwei Wochen seines Besuchs solche Gelage mit. Die Hadza, die unter anderem wegen des Films »die Letzten der Ersten« größere Berühmtheit erlangten, gehören zu den nur noch sehr wenigen wildbeuterischen Gemeinschaften. Finkel beschrieb später für das Nachrichtenmagazin »Der Spiegel« wie die Hadza beieinander, nebeneinander, ja sogar aufeinander am Feuer saßen und sich niemand daran störte.

Die Geschichten, die man dort zu Gehör bekommt, werden nicht einfach erzählt. Sie werden gezeigt, gespielt und von den Anderen erlebt. James Stephenson, der gut zehn Jahre vor Finkel gleich mehrere Monate bei den Hadza lebte, Freundschaften schloss und auch lange nach diesem Jahr immer wieder zu ihnen zurückkehrte, berichtete später, wie er ihnen einen Grizzlybär beschrieb. Das Tier sei größer als ein Elefant, es könne fliegen und habe armlange Krallen.

Seinen Zuhörer*innen ging es nicht darum eine wahre Erzählung über die Tierwelt in den USA zu hören, sondern gut unterhalten zu werden. Den Hadza war vollkommen klar, dass ein Bär nicht fliegen kann. Das Feuer war für die Wildbeuter*innen, für unsere Vorfahren, mehr als nur ein Ort der Sicherheit und Wärme. Es war ihr Treff, der Mittelpunkt ihres gemeinsamen Lebens. Jede*r konnte dort erzählen wie man einen Affen erlegt, aber nur einige Wenige konnten das auf eine Art, dass die anderen gebannt zuhörten und ihren Bewegungen im Flackern der Flammen folgten, die die Szenerie jeden Abend aufs Neue erschreckend hatten wirken lassen müssen.

Alle hatten schon einmal beim Erlegen eines Mammuts geholfen, aber wer den Seinen mit Worten und Gesten ein Mammut präsentierte, dessen stampfender Schritt die Erde erbeben ließ, konnte seine Zuhörer*innen verzaubern. Die ersten großen Märchenerzähler*innen, sie saßen mit Ihresgleichen um das Feuer in einer afrikanischen Steppe, auf schneebedeckten, baumlosen Weiten in Europa und an den Küsten des Mittelmeeres. Ihre Augen funkelten während sie von ihren Abenteuern berichteten. Wovon haben sie erzählt? Welche Abenteuer haben sie berichtet? Wo endete die Wahrheit und wo begann die Phantasie? Waren sie an diesem Abend gerade von einer anderen Horde zu dieser hier dazu gestoßen? Sprachen sie über Vögel deren Schwingen so groß waren, dass sie die Sonne verdeckten? Lauschten die kleinen Kinder mit vom Essen verschmierten Mündern den mystischen Berichten und dachten unentwegt darüber nach, was wahr und was ausgedacht wäre? Baten sie darum die eine Geschichte immer wieder hören zu dürfen?

Wir werden diese Fragen wahrscheinlich niemals beantworten können. Dieser Schatz unserer Vorfahren wird für immer verloren sein. Vielleicht erahnen wir dieses Leben, in unseren besten, unbeschwertesten Momenten.

Unbeschwert? Litten Wildbeuter*innen nicht ständig Furcht und Hunger? Auch wenn es ganz sicher Phasen des Nahrungsmangels gegeben hat, hatten sie nicht die Bedeutung, die ihnen bis heute mitunter unterstellt wird. Das wildbeuterische Leben unserer Vorfahren erstreckte sich über hunderttausende Jahre sowie verschiedene Menschenformen und war damit enorm erfolgreich. Verglichen damit wirkt das sesshafte Leben, welches wir als normal ansehen, eher wie eine Episode.

Ganz im Gegensatz zu unseren Vorstellungen erfreuten sich Wildbeuter*innen einer bis heute beeindruckenden Gesundheit, wie Brigitte Röder in ihrem Buch »Archäologie in der Schweiz« zu berichten weiß. Bluthochdruck, Diabetes oder Osteoporose waren Wildbeuter*innen in ihrer Zeit wohl

kaum bekannt und sind es bei zeitgenössischen wildbeuterischen Gemeinschaften bis heute so gut wie nicht. Bei den zeitgenössischen Wildbeuter*innen hinterlässt die moderne Zivilisation inzwischen ihre Spuren am Gebiss. Vor der Sesshaftwerdung, als Menschen als Nomaden lebten, waren ihre Zähne wohl kaum von Karies betroffen. Glaubt man manchen Schilderungen von Besucher*innen der Hadza, sieht das heute wohl anders aus. Was nicht zuletzt auch damit zu tun hat, dass die Hadza an Marktplätzen Honig gegen Genussmittel der modernen Zivilisation tauschen.

Signifikant geringer ist bei Wildbeuter*innen die Zahl der psychischen Erkrankungen, auch wenn sie durchaus vorkommen. Folgt man den Ergebnissen der modernen Psychologie, so erkranken in allen gesellschaftlichen Formationen gut zwei Prozent der Menschen im Verlauf ihres Lebens an Psychosen, was andere Ursachen als allein soziale für dieses Krankheitsbild wahrscheinlich machen dürfte. Wildbeuter*innen werden also von Psychosen kaum verschont geblieben sein. Burnout oder Depressionen findet man hingegen bedeutend weniger als in Industriegesellschaften. Gerade in der Pflege sind solche Erkrankungen aufgrund der erschütternden Arbeitsbedingungen dort leider keine Ausnahmen mehr. Bei Wildbeuter*innen fällt die Arbeitszeit mit etwa vier Stunden am Tag bedeutend geringer aus, als in modernen industriellen Gesellschaften, wo das Streben der Unternehmer nach höheren Profiten den Druck erhöht länger und unter immer häufiger gesundheitsschädlichen Bedingungen zu arbeiten.

Die Hadza legen ihre Arbeitszeiten individuell und kollektiv fest. Meistens arbeiten sie in der Morgen- und Abenddämmerung, stellen Werkzeuge her, pirschen sich an Beute heran, gehen Sammeln und stellen Gebrauchsgegenstände her.

Obwohl Wildbeuter*innen *»hochgradig mobil«* waren und in den wenigen Ausnahmefällen, in denen sie noch existieren, noch immer sind, fällt ihre Lebenserwartung höher und die Kindersterblichkeit niedriger aus als in den meisten der frühen sesshaften Kulturen. Röder veranschlagt für Wildbeu-

ter*innen eine Sterblichkeitsrate der Nachkommen von 20 bis 30 Prozent; bei frühen Bäuerinnen und Bauern sollen es etwa 50 Prozent gewesen sein. Röder glaubt sicher zu sein, dass Wildbeuter*innen nur alle vier Jahre Kinder bekamen. Dann war nicht nur der mütterliche Körper wieder erholt, sondern auch das erste Kind so groß geworden, dass es bereits allein laufen konnte und man nicht zwei Kinder schleppen musste. Die Sicherheit, mit der Wildbeuter*innen ihre Geburten zu kontrollieren schienen, muss auch heute noch faszinierend wirken.

In wildbeuterischen Gesellschaften sind Menschen im Alter von auch 80 Jahren keine Seltenheit. Als James Stephenson 1997 bei den Hadza lebte, stellte er nach wenigen Wochen eine enorme Stärkung seiner Physis fest. Das beschwerliche wildbeuterische Leben ist weit besser als sein Ruf.

Nicht zuletzt ist es durch ein hohes Maß an Kooperation innerhalb der Gruppe gekennzeichnet. Den Bau der Hütten an einem neuen Rastplatz übernehmen bei den Hadza häufig die Frauen, ob diese Form der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung wirklich das Leben der Wildbeuter*innen vor der Sesshaftwerdung beschreibt, bleibt jedoch fraglich, da auch die Hadza von der Kultur der Industriegesellschaft beeinflusst werden.

Für den Bau einer Hütte benötigen sie etwa sechs Stunden. Dafür werden überkopfhohe Weidenruten an der Spitze zusammengebunden und das entstandene Skelett mit Gras und Blättern abgedeckt. Stephenson hatte die Häuser der Hadza treffend mit umgedrehten Vogelnestern verglichen. Für ihren Bau werden wenige Gerätschaften und nur an Ort und Stelle auffindbares Material benötigt.

Röder glaubt, dass die Angehörigen wildbeuterischer Gesellschaften lediglich so viel besessen haben wie sie tragen konnten. Finkel scheint diese Annahme mit seinem Bericht vom Leben bei den Hadza zu bestätigen. Im Wesentlichen würden die Hadza ein paar Werkzeuge und Messer besitzen. Gerade nur so viel, dass man die Habe in einer Decke zusam-

menrollen könne, die man über der Schulter getragen zum nächsten Lager transportieren könne.

Laufen die Hadza von einem Lager zum nächsten, dann bleibt die Gruppe nicht stumm. Permanente Gesänge begleiten sie beim Marsch, beim Aufbau der Hütten, beim Zubereiten der Mahlzeiten und beim Herstellen der Werkzeuge. War es so auch bei unseren Vorfahren? Haben sie gesungen, wenn sie ihre Arbeit erledigten? Die sozialen Bindungen werden durch gemeinsames Singen nur fester. Es ist also mehr als wahrscheinlich, dass unsere Ahnen sich ebenso verhielten.

Die Wildbeuter*innen im eiszeitlichen Europa hatten es da vielleicht sogar etwas schwerer. Ihre Unterkünfte konnten sie nicht beliebig abreißen und an anderer Stelle neue errichten. Es war ungeheuer sinnvoll die aus stärkeren Knochen und Ästen gefertigten Gerippe ihrer Zelte und die Felle und Tierhäute, die als Zeltplanen dienten, aufzuheben. Viel Arbeit steckte in diesen Zelten. So wurden sie wahrscheinlich aufgehoben und zusammen mit den Zeltstützen von Lagerort zu Lagerort transportiert. Auf etwa 100 Kilogramm schätzten Archäolog*innen das Gewicht dieser Pakete.

Allein dieses enorme Gewicht machte es wahrscheinlich, dass die Mammutjäger*innen die Zelte weder allein transportierten, noch allein aufbauten. Sie waren im Grunde also kollektiver Besitz. Ebenso wie das Bewohnen der Zelte wohl kaum nach dem heute in unseren Köpfen verankerten Bild der Kernfamilie getrennt gewesen sein dürfte. »*Viele Hände schnelles Ende*«, zählte schließlich auch für die durch die altsteinzeitlichen Wildbeuter*innen in Europa zu bewältigende Arbeit. Von diesem Standpunkt aus gesehen waren kollektiver Besitz oder Gruppeneigentum einfach sinnvoll.

Kollektives Handeln bestimmte bei Wildbeuter*innen nicht nur die Jagd und den Bau der Unterkünfte. Auch religiöse Handlungen wurden gemeinschaftlich ausgeübt. Der auserlesene Mensch, der der festen Überzeugung war oder wenigstens die Anderen glauben machte, er könne mit übernatürlichen Wesen kommunizieren, dürfte bestenfalls eine

Randerscheinung gewesen sein. Das ist bei wildbeuterischen Gemeinschaften bis heute weiterhin der Fall, wie Stephensons Erlebnisse bei den Hadza belegen. Man erzählt sich gegenseitig Träume, die einen quälten oder gefielen. Gemeinsam übt man sich dann im Interpretieren.

Insgesamt spielt die mystische Vorstellungswelt der Wildbeuter*innen in ihren Gemeinschaften bis heute eine herausragende Rolle. Unfälle gibt es nach dem verbreiteten Glauben in diesen Gesellschaften nicht, wie Flannery und Marcus in ihrem Buch »The Creation of Inequality« darstellen. »*Alles geschieht aus bestimmten Gründen*«, beschreiben sie den Kern dieses Glaubens. Wirst Du krank, »*dann hast Du einen Geist beleidigt.*« Wenn Du bei der Jagd nicht erfolgreich bis, dann hast Du den Jagdzauber nicht richtig angewandt und selbst wenn Du stirbst, dann geschieht das, »*weil Dich jemand verhext hat.*«

Die egalitäre Gesellschaft der Hadza, so Flannery und Marcus, fuße auch auf deren mystischen Vorstellungen. In diesen gäbe es sehr wohl eine Hierarchie: Übernatürliche Wesen hätten die Welt und die Hadza erschaffen. Sie stünden an der Spitze der nur in der Vorstellung existierenden sozialen Gliederung, zu der auch die Vorfahren zählen, die noch über den lebenden Hadza stehen, die dann wieder die Gesellschaft der Gleichen bilden.

Soziale Ungleichheit, so Marcus und Flannerys zumindest formal logischer Schluss, sei nicht zuletzt ein Ergebnis des Umstandes, dass irgendwann Menschen für sich reklamiert hätten, sie könnten mit Geistern, übernatürlichen Wesen und Göttern sprechen. Genau das sei bei Inkas und im alten Ägypten der Fall gewesen.

»*Soziale Hierarchien allein auf diese Weise zu begründen und zu erhalten, dürfte zu schwierig sein*«, meinte hingegen Bernd Brosius im Gespräch mit dem Autor. »*Irgendeine materielle Grundlage muss Macht haben*«, hält Brosius weiter fest. Zudem schüfen sich Gesellschaftssysteme immer jene Religionen, die ihrer ökonomischen Basis entsprechen würden.

Die gemachte Beute könnte eine dieser materiellen Grundlagen von Macht sein. Wer nahrhaftes Fleisch besitzt und verteilen kann, der könnte damit auch Macht über andere erlangen. Doch in wildbeuterischen Gesellschaftsformationen kann Fleisch nicht konserviert werden. Die Macht dürfte also mit der verderbenden Nahrung verfallen. Zudem entwickelten Wildbeuter*innen anscheinend sehr kluge Strategien, um das Anhäufen von verschiedenen Ressourcen zu verhindern, zumindest legt das die Beobachtung noch heute lebender Wildbeuter*innen nahe.

Die häufig als »Buschmänner« bezeichneten afrikanischen !Kung etwa tauschen vor jeder Jagd ihre Pfeile untereinander aus. Somit kann nie zweifelsfrei festgestellt werden, wer den entscheidenden Pfeil verschoss, der das Wild schließlich zur Strecke brachte. Sollte sich dennoch einer der Jäger vor der Gruppe brüsten, wird er von den Seinen ausgelacht und lächerlich gemacht. Auch die indigenen Stämme im Polargebiet bedienen sich ähnlicher Reglementierungen. Sollte dennoch einer der Jäger sich in Selbstdarstellung üben bricht die Mehrheit der Gruppe die sozialen Beziehungen zu ihm ab.

Eigensinn wird nicht honoriert, denn Konkurrenz ist für Erhalt der eigenen Gruppe schädlich. Der Kooperation wird der Vorzug eingeräumt, denn der Stand der Produktivkräfte gibt keine andere Gestaltung des Lebens her. In der industriellen Gesellschaft wird der Mensch hingegen zur Konkurrenz erzogen. Egoismus wird honoriert und Solidarität bestenfalls als netter Charakterzug, häufig aber als sogar schädlich für die Gesellschaft dargestellt. Der englische Moralphilosoph, Adam Smith, einer der ersten Analytiker des Kapitalismus glaubte fest daran, dass das Streben eines Jeden nach seinem eigenen Vorteil den größtmöglichen Nutzen für die Gemeinschaft erbringt. Er ging in seinem 1776 erschienen dicken Wälzer »Der Wohlstand der Nationen« sogar so weit zu behaupten, er *»habe nie erlebt, dass viel Gutes von denen erreicht wurde, die vorgaben, für das öffentliche Wohl zu handeln.«* Damit erteilte er dem skrupellosen Unternehmer, dem die Gesundheit,

ja sogar das Leben der Beschäftigten weit weniger bedeutet als sein eigener Geldbeutel einen nett formulierten Freibrief. Ohne Zweifel häufte das Streben nach Profit ungeheure Reichtümer an. Nur übersah Smith einstweilen, dass dieses Streben vor allem denen nutzt, die die größten Ellenbogen besitzen. Und die wachsende Verarmung großer Teile der Weltbevölkerung muss seine Annahme, dass dieses Streben der Allgemeinheit nutzen würde, ernsthaft infrage stellen.

Auch wenn im Leben der Wildbeuter*innen die soziale Gemeinschaft die entscheidende Rolle spielte, dürften sie dennoch zahlreiche Entscheidungen als Individuen getroffen haben. Während seines Besuchs bei den Hadza 2009 erlebte Finkel genau diese Art der Entscheidungsfindung. Sie war individuell und hatte doch automatisch immer auch die Gruppe im Blick.

Mitunter entschlossen sich einige Angehörige der Gruppe zu jagen oder Früchte zu sammeln, die Verteilung der Beute war hingegen stets ein sozialer Akt. Sie fand um das Lagerfeuer herum statt. Das gleiche Teilen war ein Grundprinzip, dass wohl nicht verlassen wurde. Auch das zeigen Erfahrungen bei den Hadza bis heute.

James Stephenson schildert in seinem Buch über die Monate, die er in der Hadza-Gruppe verbrachte, wie einer seiner engsten Freunde in einem hohlen Baum Honig sammelte. Er kämpfte allein gegen die sehr aufgebrachten Bienen an und barg mit Stephensons Hilfe den Honig. Verteilt wurde er jedoch unter allen. Alles andere würden die Hadza wohl auch kaum verstehen. Dabei war die Honigernte nicht besonders angenehm wie Stephenson zu berichten wusste. Rücken und Brust des Hadza-Jägers waren mit Bienen übersäht. Nicht weniger als 30 Stiche hatte sich der mutige Sammler eingehandelt. Dennoch lag es ihm fern die Beute für sich allein zu reklamieren. Sie war Gruppeneigentum und wurde auch genauso verwendet.

Dabei scheinen Wildbeuter*innen ihre eigene Gruppe auch nicht zu überhöhen. Ihre eigene Gemeinschaft ist nicht bes-

ser als die anderer Menschen. Das Prinzip der Kooperation bestimmte wahrscheinlich auch das Verhalten unserer Vorfahr*innen zu anderen Gruppen und Gemeinschaften. Bis heute findet man Beispiele, die diese Art der Beziehungen zu belegen scheinen. Die !Kung formen bis heute Bindungen zu anderen Gruppen, die Flannery und Marcus als Namensnetzwerke bezeichnen. Die !Kung kennen lediglich 46 Namen für Männer und 41 für Frauen. Dopplungen zwischen umherziehenden !Kung-Gruppen sind daher an der Tagesordnung. Für die !Kung sind solche Vorkommnisse jedoch keine Zufälle, sondern Ausdruck von Magie. Namensvetter*innen sind bei den !Kung dazu verpflichtet einander Geschenke zu machen.

Für deren Gabe sind klare Regeln festgelegt. Eine Gegenleistung darf nicht erwartet werden, aber alle sind verpflichtet ab und zu Geschenke zu machen. Diese dürfen nicht so groß sein, dass sie die Adressat*innen beschämen, sollen aber die Achtung vor ihnen zeigen. Auf diese Weise schmieden die !Kung Bande bis weit über 100 Kilometer Entfernung. Kriege und Gemetzel zwischen den umherstreifenden !Kung-Gruppen werden nicht allein durch diesen Mechanismus vermieden. Auch die Abwesenheit hierarchischer Strukturen, die Kriege befehlen könnten, helfen den Frieden zu erhalten.

Selbst für knappe Zeiten und eventuell aus diesen Perioden hervorgehende Rivalitäten zwischen den Gruppen haben die !Kung vorgesorgt. Die jeweiligen Gruppen können die anderen bitten auch in deren Gebiet zu jagen und zu sammeln.

Die Hadza haben gar keinen Eigentumsbegriff bezüglich des Landes auf dem sie leben. In den letzten 100 Jahren haben sie etwa 90 Prozent dieses Gebiets eingebüßt. Diese enormen Verluste sind in erster Linie ein Ausdruck für die Expansionsbestrebungen einer auf Privateigentum aufbauenden Gesellschaft.

Auch die Inuit haben zumindest bis in die 1950er Jahre ihren Kindern bis zu 12 Partner*innen zugeteilt, mit denen sie, gerade in eher schlechten Zeiten, Fleisch austauschen mussten.

Bis in unsere Gegenwart berichten diese Beispiele von der enormen Bereitschaft der Wildbeuter*innen selbst in komplizierten Zeiten friedliche Auswege aus komplexen Situationen zu finden. Kriege dürften eher die absolute Ausnahme gewesen sein.

Die gängige Vorstellung von Wilden, die sich gegenseitig bekriegen und töten ist bei Weitem zu einfach. Selbst Autor*innen, die sich selbst als Sozialist*innen verstanden und zu einer Zeit schrieben, in der sie es besser hätten wissen können, glaubten, Wildbeuter*innen hätten sich in Kriegen gegenseitig getötet und sogar gegessen. So ist sich Ernst Alexander Rauter sicher, dass Wildbeuter*innen sich gegenseitig massakrierten und danach aufaßen.

Dabei legen zahlreiche Untersuchungen einen gänzlich anderen Schluss nahe. Wildbeuter*innen greifen mitunter zu individueller Gewalt. »*Kollektiv organisierte Kriege brechen bei ihnen aber so gut wie nie aus*«, wie Jürg Helbling, Professor für Ethnologie an der Universität Luzern bereits 2014 auf spektrum.de festhält. Auch Brian Ferguson, Professor für Anthropologie an der Rutgers University in Newark, dessen Forschungsschwerpunkt die Entstehung von Kriegen ist, glaubt, dass Wildbeuter*innengruppen nicht nur »*im Allgemeinen egalitär organisiert waren*«, wie er 2020 in »Scientific American« schrieb, sondern »*vermutlich mit anderen Sippen kooperieren*« konnten und mussten.

Sollte es dennoch zu kriegerischen Vorfällen kommen, laufen sie meistens nach einem regelrechten Protokoll ab. Tote gibt es nur sehr selten. Laut einer Untersuchung von Douglas Fry und Patrik Söderberg, die beide 2013 gemeinsam in »Science« veröffentlichten, bilden tödliche Gewaltvorfälle, die nicht auf individuelle Handlungen aus Eifersucht und Streitereien oder Unfälle zurückzuführen sind, die absolute Ausnahme in wildbeuterischen Gemeinschaften. Der weit überwiegende Teil kollektiver Tötungen geht nach dieser Studie auf eine wildbeuterische Gruppe aus Australien zurück, die Tiwi. Geht es nach den beiden Anthropologen dürften Kriege

in wildbeuterischen Gemeinschaften, also die kollektive, geplante Gewaltanwendung gegen andere Gruppen kaum vorgekommen sein.

Kollektive Produktion; Kriege als absolute Ausnahmefälle; Teilen als Hauptcharakteristikum der Ökonomie; Hilfe für Menschen, die an Einschränkungen leiden; eine hohe Lebenserwartung; Leben im Einklang mit der Natur; ungeheure Kenntnisse über die Umwelt, in der man zu Hause ist; unweigerlich fühlt man sich an Rousseaus Idee vom edlen Wilden, dem freundlichen Naturmenschen erinnert. Der Mensch als solcher erscheint nicht mehr als krankhaft gewalttätiges, auf Ausbeutung und Diskriminierung anderer ausgerichtetes Wesen, sondern als freundliche, gutmütige, ja kollektiv denkende und handelnde Spezies.

Und ganz unbewusst scheint diese schon lange vor der Erfindung der Schrift die Grundlagen des Zusammenlebens nach Rousseaus Vorstellungen organisiert zu haben. »*Jeder Mensch*«, hatte der Vordenker der Jakobiner*innen, die in der Französischen Revolution von 1789 den äußerst linken Flügel gebildet hatten, in den 1760er Jahren in seinem »Gesellschaftsvertrag« geschrieben, »*hat natürlicherweise ein Recht auf alles, was er braucht.*« Hingegen habe niemand »*das Recht jemand zu töten, nicht einmal zur Abschreckung*«, hatte der renitente Franzose an gleicher Stelle festgehalten. Es sei die – zu Rousseaus Zeiten – moderne Gesellschaft, die den Menschen zu etwas anderem mache, ihn zu dem Feind der Seinen mutieren ließe. »*Der Mensch ist frei geboren*«, so einer der meist zitierten Sätze Rousseaus, »*und überall liegt er in Ketten.*«

Wie wundervoll erscheint da das Leben der Hadza. Als Finkel sich 2009 nach zwei Wochen von ihnen verabschiedete, habe er sie, nach eigenem Bekunden, »*um manches*« beneidet. Vor allem aber um ihre so grenzenlose Freiheit. Sie wären frei von so vielen unerträglich gewordenen Zwängen:

> »*Frei von Besitztümern. Frei von gesellschaftlichen Verpflichtungen. Frei von religiösen Beschränkungen. Frei von*

vielen familiären Banden. Frei von Terminplänen, Jobs, Chefs, Rechnungen. Von Verkehr, Steuern, Gesetzen, Nachrichten und Geld. Frei von Sorgen«, so seine Bilanz über das Leben einer der letzten wildbeuterischen Gruppen im »Spiegel«, deren gesellschaftliche Organisation doch nur ein Schaufensterblick in unsere Vergangenheit ist.

Es sind nicht zuletzt diese unbestreitbaren Tatsachen, die James C. Scott zu der Einsicht gelangen lassen, dass es falsch ist den Prozess der menschlichen Entwicklung *»als eine Geschichte des Fortschritts, der Zivilisierung und der öffentlichen Ordnung, verbesserter Gesundheit und zunehmender Muße«* zu erzählen. Dem aufsehenerregenden Buch, mit dem der Politikwissenschaftler *»dieses Narrativ«* infrage stellen will erschien erstmals 2017 unter dem bezeichnenden Titel »Against the Grain«, gegen den Strich. Darin tauscht Scott das Narrativ des gesellschaftlichen Fortschritts durch nicht selten kulturpessimistische Ansichten aus, die eine Zwangsläufigkeit beginnend von der Kultivierung von Getreidepflanzen über die Sesshaftwerdung zur Bildung von Staaten, Unterdrückung und Kriegen herzustellen versucht.

Der dem Anarchismus nahestehende Scott übersieht hierbei die Rolle, die die Entwicklung der Fähigkeit zum Ackerbau in einer ganzen Phase der europäischen Geschichte gespielt hat und der es sich noch zu widmen gilt.

Und er übersieht noch etwas. Er übersieht, was 2012 die Wellen des Turkana-Sees in Kenia freigaben. Eine Armee von Archäolog*innen legten hier Berge von Leichen frei. Vor 10.000 Jahren muss die Gegend von einer Schönheit gewesen sein, die man trotz aller Versuche wohl kaum beschreiben kann. Strände mit weichem Sand, der beim Laufen zwischen den Zehen hindurchrinnt, sanfter Wind und klares Wasser, in dem man die dunklen schmalen Körper unzähliger Fische auseinanderstoben sehen konnte, sobald man nur einen Fuß in den See setzte? War vielleicht gerade das der Grund für das Massaker, dessen Spuren Sand und Schlamm tausende Jahre nicht wieder hergeben wollten, ganz so, als sei das, was man finden würde, so

unerträglich, dass es für immer zugedeckt bleiben solle? Was das Team um Marta Mirazon Lahr zu Tage förderte war so erschreckend, dass es kaum erschütternder sein könnte: Die Archäologin der University Cambridge fand gemeinsam mit ihren Mitstreiter*innen Hinweise für eine regelrechte Orgie der Gewalt. Siebenundzwanzig Menschen jeden Alters waren abgeschlachtet worden. Selbst vor Kindern und einer Schwangeren hatten die Angreifer keinen Halt gemacht.

Zunächst muss ein Regen aus Pfeilen auf die Unglückseligen niedergegangen sein. In fünf oder sechs Fällen verrieten die versteinerten Schädel, dass Pfeile sie durchbohrt hatten. Selbst als dieser Alptraum ein Ende hatte, war das Schlachten längst nicht vorbei. Eingeschlagene Schädel, gebrochene Hände und Kniescheiben beweisen, dass die Angreifer gehasst haben mussten. In zwei Fällen machen die dicht bei einander liegenden Hände der Skelette eine Interpretation wahrscheinlich, nach der die bejammernswerten Opfer wohl erst gefesselt und erst dann getötet worden sein dürften. Auf welche Weise, konnte nicht ermittelt werden, weil sich eindeutige Verletzungen an den Skeletten nicht finden ließen. Hatte man ihnen die Kehlen durchgeschnitten? Die Leichen wurden am Rand der Lagune liegen gelassen oder ins Wasser geworfen. Wer dieses Unheil brachte, wissen wir nicht. Tote Angreifer*innen waren nicht unter den Leichen zu finden. Waren die Angegriffenen so unterlegen, dass sie nicht einmal in der Lage waren sich zur Wehr zu setzen? Waren sie zu überrascht, als dass sie den Aggressor*innen hätten Verluste beibringen können? Haben diese ihre Toten mitgenommen, um sie an anderer Stelle zu bestatten? Wir wissen es nicht. Nur eines wissen wir, die Angreifer*innen müssen ihre Opfer abgrundtief gehasst haben.

Doch woher kam dieser Hass? Waren die Wildbeuter*innen etwa doch keine *»edlen Wilden?«* Führten auch sie schon Kriege, ja regelrechte Vernichtungsfeldzüge gegeneinander? Einige hundert Kilometer nördlich von jenem erschreckenden Ort im heutigen Kenia findet sich ein ähnliches Massaker auf dem Gebiet des Sudan, am östlichen Ufer des Nils. Den

Tötungen von Jebel Sahaba fielen noch mehr Menschen zum Opfer als denen vom Turkana-See.

Sind all die Studien über die friedliebenden Wildbeuter*innen als doch falsch? Was es noch viel gruseliger werden lässt: Die Massaker ereignen sich vorrangig zur selben Zeit. Wurden die Wildbeuter*innen urplötzlich von der Tobsucht heimgesucht? Was brachte sie dazu auf einmal übereinander herzufallen?

Vielleicht ist die Lösung des Rätsels über das schlagartig gewalttätige Verhalten mancher Wildbeuter*innen nicht vor Ort, sondern einige tausend Kilometer nördlich vom Turkana-See zu finden. Vor etwa 12.000 Jahren verlief in der Biskaya die winterliche Packeisgrenze. Da zu dieser Zeit die Temperaturen allgemein anstiegen, dürfte es dem Golfstrom zu dieser Zeit irgendwann gelungen sein diese zu durchbrechen und somit die *»atlantische Wärmepumpe wieder herzustellen«*, wie es Hansjürgen Müller-Beck in seinem Buch »Die Eiszeiten. Naturgeschichte und Menschheitsgeschichte« vermutet.

In der Folge wuchsen die Temperaturen besonders in Europa stark an. In einem Zeitraum von gerade einmal 50 Jahren schossen die Durchschnittstemperaturen um zwei bis drei Grad Celsius in die Höhe. Der Meeresspiegel stieg dramatisch an, Niederschläge nahmen deutlich zu. Gerade auf den europäischen Kontinent hatte dieser klimatische Wandel kaum zu überschätzende Auswirkungen. Der Wald kehrte in Nordamerika und Europa wieder zurück. Zuerst wuchsen Nadelbäume, später auch Eichen und Birken, die wärmere Temperaturen bevorzugen. Zugleich verschwand das alte Großwild, das die Wildbeuter*innen bis dahin gejagt hatte. Das Wollnashorn starb damals aus. Das Wollhaarmammut zog sich immer weiter aus Europa zurück und starb letzten Endes auf der Insel Wrangel aus. Das wildbeuterische Leben musste sich den neuen Gegebenheiten anpassen, die Gruppen mussten die Beschaffung von Nahrungsmitteln verändern.

Mit dem Ende der Eiszeit folgte dem Paläolithikum das Mesolithikum, in dessen Folge sich *»eine neue Lebensweise*

durchsetzte«, wie Ferguson in oben zitiertem Artikel festhält. Die Menschen seien »*langsam sesshaft*« geworden und »*bildeten komplexere Gemeinschaften*«, beschreibt er die Änderung der Lebensumstände weiter.

Im europäischen Mesolithikum setzten die Wildbeuter*innen verstärkt auf Fischfang an Seen und Flüssen. »*Wenn man aber viel Kraft, Arbeit und Zeit in das Knüpfen von Netzen steckt*«, erklärt Brosius im Gespräch, »*dann will man das Netz nicht einfach so wieder hergeben.*« Erstmals dürfte also Privateigentum an komplexeren, schwerer zu produzierenden Produktionsmitteln zu einem größeren Phänomen geworden sein. Das Wissen und die Fähigkeit zum Anfertigen solcher Werkzeuge war, anders als noch bei Faustkeilen und Speeren, erstmals nicht mehr kollektiver Besitz. »*Und dann geht es ganz schnell bis zum Entstehen sozialer Unterschiede*«, fährt Brosius fort. Es müsse nur einer der Fischer etwas geschickter sein als die anderen. Das würde schon reichen.

Detlef Gronenbruch vom Römisch-Germanischen Zentralmuseum in Mainz sieht gerade den Fischfang an den Küsten im südlichen Afrika als Einfallstor für das Entstehen sozialer Hierarchien.

> »*Sobald es die Möglichkeit gibt Surplus*[5] *zu generieren und zu akkumulieren, wird das auch gemacht*«, erklärt er im Gespräch mit dem Autor. Und ergänzt dann: »*Und wenn das einem gelingt, dann kann er auch Leute für sich arbeiten lassen.*«

Insbesondere in Europa scheint sich diese Form des Zusammenlebens im Mesolithikum mit hoher Geschwindigkeit durchgesetzt zu haben. Auch wenn zugleich egalitäre und nomadisch lebende Wildbeuter*innengruppen weiterhin bestanden. Bis heute wird der Begriff des Mesolithikums vorrangig auf Europa angewendet, wobei ähnliche Erscheinungen auch auf anderen Kontinenten eine Rolle gespielt haben. Nur dürften sie dort nicht diese Bedeutung erlangt haben.

5 **Surplus:** Über den Bedarf hinaus produzierter Überschuss.

Mit einsetzendem Fischfang scheint sich zumindest in einigen Fällen auch der Grad der Mobilität verringert zu haben. Fischreiche Seen und Strände dürften zum Bleiben eingeladen haben. Wer so lebte, der zog nicht mehr den Großwildherden hinterher. Aber damit entwickelten gerade die erfolgreichen Fischfänger Anspruch auf bestimmte Gebiete und Regionen. Rousseaus Grundsatz wonach *»die Früchte allen, aber die Erde niemandem gehört«*, könnte damals erstmals gebrochen worden sein. Die beginnende Sesshaftwerdung habe zu einem *»größeren Potential für Konflikte«* beigetragen ist sich Thomas Westphalen vom sächsischen Landesamt für Archäologie sicher, wie er dem Autor gegenüber darstellte.

Ist es das, was am Turkana-See geschehen ist? Hat eine Gruppe, vielleicht unter dem Einfluss oder gar schon Befehl der besten Fischfänger ihrer Gruppe, die 27 Menschen abgeschlachtet? Sollten so die reichen Fischgründe des Sees dem Zugriff einer anderen Gruppe entzogen werden? Wurde auf einmal doch das Wohl der eigenen Gruppe über das aller anderen gestellt? Hatten sich alle Konfliktregulierungsmechanismen der egalitären Wildbeuter*innen erschöpft? In der Tat spricht Einiges dafür, auch wenn der endgültige archäologische Beweis wahrscheinlich schwer zu erbringen ist.

> *»Im Paläolithikum lebte der Mensch egalitär«,* bilanziert Brosius die Erkenntnisse der Archäologie zu den Wildbeuter*innen gegenüber dem Verfasser dieser Zeilen, *»im Mesolithikum sah es wahrscheinlich anders aus.«*

War es also doch die damals sehr zaghaft einsetzende Sesshaftwerdung des Menschen, die die *»edlen Wilden«* zu den Menschen werden ließ, die sich zueinander wie Wölfe verhielten, um den englischen Philosophen Thomas Hobbes sehr frei zu zitieren? Waren die »nomadischen Liekedeeler*innen« einfach nur eine lange, aber unwiederbringlich verlorene Episode der menschlichen Evolution? Wird Surplus immer generiert und akkumuliert, wenn das möglich ist? Steckt das Streben nach Vorteilen gegenüber anderen also doch irgendwie in

uns? Ebenso wie alles, was das dann eben bedeutet? Bleibt das egalitäre Paläolithikum eine vielleicht lange, aber doch gesetzmäßig durch hierarchische Gesellschaftsformationen abgelöste Phase? Wird soziale Gleichheit für unsere Zukunft bestenfalls ein schöner Traum bleiben?

Revolution oder Konterrevolution?

Was Ian Kuijt von der University of Notre Dame und Bill Finlayson vom Council of British Research in the Levant vor wenigen Jahren in Jordanien von staubiger Erde befreiten, hatte es in sich. In der Nähe des Toten Meeres bei Dhra beförderten sie mit Handschaufeln und Pinseln vier kreisrunde Bauten, jede drei Meter im Durchmesser, ans Tageslicht. Tausende Jahre schienen sie auf ihre Wiederentdeckung gewartet zu haben.

Die Baumeister*innen hatten sie aus Steinen aufgetürmt und mit Lehm verkleidet. Im Inneren fanden die Forscher*innen jungsteinzeitliche Hightech: Auf Steinen lagerte ein Gestell aus Holz, verkleidet ebenso mit Lehm. An der Verwendung dieser Anlagen konnte kein Zweifel bestehen, die Befunde waren eindeutig. Nur gab es sie zu früh! Oder anders: Sie waren zu alt, es hätte sie im Grunde nicht geben dürfen. Nicht zu dieser Zeit.

Das, was da vor den Wissenschaftler*innen lag, war ein »Missing Link«, ein fehlendes Puzzlestück auf dem Weg von den wildbeuterischen Nomad*innen zum Leben in sesshaften, Ackerbau betreibenden Gesellschaften. Die unbarmherzige Sonne Jordaniens hatte tausende Jahre auf diesen Landstrich geschienen und man hatte nicht gesehen, nicht geahnt, welcher Schatz dort versteckt war.

Im Inneren fand das Archäolog*innenteam winzige Reste von wilder Gerste, einem Süßgras. Körner fehlten, aber die Hülsen konnten nachgewiesen werden. Das war eine Sensation. Wer auch immer hier Getreide eingelagert hatte, diese Menschen hatten es nicht angebaut. Sie hatten es in der Umgebung gesammelt und dann in den vier Speichern für knap-

pe Zeiten verstaut. Im Grunde müssen sie das Getreide so gesammelt haben, wie noch wenige Jahrhunderte zuvor die Wildbeuter*innen die Früchte und Wurzeln suchten, die die Natur wachsen und reifen ließ. Das Gitter sollte Nagern, die sich am gesammelten Korn gütlich tun wollten, das Leben erschweren und wahrscheinlich das Korn durch Luftzufuhr haltbarer machen. Laut Radiokarbondatierung[6] waren diese ausgeklügelten Bauwerke mehr als 11.000 Jahre alt.

Und noch etwas erregte das Aufsehen der Archäolog*innen. Sie fanden beim Ausgraben zehn Wohnhäuser, aber nur vier Speicher. In allen Häusern befanden sich Werkzeuge zum Mahlen des Korns. Alle lebten also vom Sammeln der wilden Gerste. Nur waren die Speicher keinem der Häuser zuzuordnen. Das ließ nur einen Schluss zu: Das gesammelte Korn war kollektives Eigentum der Siedlung. Mochte die Verarbeitung in jedem Haus geschehen, das Sammeln und Einlagern erfolgte anscheinend im Kollektiv.

Eine Gemeinschaft, die zumindest den Großteil der Zeit über sesshaft gewesen sein dürfte, Korn sammelte, aber nicht selbst anbaute und das früher als daran zu denken war. Dieser Fund bewies, dass es wahrscheinlich sehr viel länger als gedacht gedauert haben muss, bis sich der Mensch zum wirklichen Ackerbau entschließen konnte. Und dass er dennoch mehr oder weniger planmäßig gewirtschaftet haben muss.

Der »Fruchtbare Halbmond«, jenes Gebiet, das sich wie eine Sichel über das heutige Palästina, Israel, Jordanien, Syrien, Teilen des Iraks und des Irans erstreckt, war für die Entdeckung des Korns als Nahrungsmittel wie geschaffen. Dabei war der Weg dahin unendlich lang.

6 **Radiokarbondatierung** (auch Radiokarbonmethode oder C14-Datierung): Die Methode ist ursprünglich von Willard Frank Libby entwickelt worden und dient dazu, das Alter abgestorbener Organismen zu ermitteln. Da das radioaktive C14-Atom in toten Organismen gesetzmäßig zerfällt, kann anhand der Menge an C14-Atomen das Alter toter Organismen bestimmt werden. Das lässt wiederum Rückschlüsse auf das Alter von Gebäuden zu, in denen diese Organismen gefunden wurden. Der Anwendungsbereich liegt zwischen 300 und 60.000 Jahren.

Eine nochmalige Untersuchung von im Nordirak gefundenen Neandertaler*innen bewies, dass sie bereits vor 44.000 Jahren Getreidekörner gekaut haben müssen. Wenn man sie lange genug zwischen den Zähnen mahlt, werden die Körner zu einem süßlichen Brei. Weshalb unsere Vorfahren überhaupt auf die Idee gekommen sind wildes Getreide zum Bestandteil ihrer Speisekarte werden zu lassen, lässt sich wiederum mit ihrer Beobachtung der Umwelt erklären. Lenins Feststellung, nach der »*die Erkenntnis des Menschen*« stets »*die von ihm unabhängig existierende Natur, das heißt die sich entwickelnde Materie*« widerspiegele, zählt genauso für den ersten Menschen, der sich eine Handvoll Getreidekörner in den Mund steckte, so profan das zunächst wirken mag. Vögel und Tiere kauten ebenfalls Ähren. Wieso es also nicht selbst auch probieren?

Nur belegte der Fund im Norden des Iraks nicht einfach nur den Verzehr von Getreide durch die Neandertaler*innen. Die Körner mussten erhitzt worden sein, wie eine Untersuchung durch Mitarbeitende des Max-Planck-Instituts ergeben hatte. Auch die Reste von Hülsenfrüchten waren den Archäolog*innen an diesem Ort ins Netz gegangen. Nur hatten die Neandertaler*innen das Getreide weder angebaut, noch hatten sie es bevorratet. Auch all die anderen zeitgleich lebenden Menschenformen waren diesen Schritt nicht gegangen. Doch wieso? Oder andersherum, weshalb waren die Homo sapiens später zum Ackerbau übergegangen?

Die Erklärungsansätze sind ebenso vielfältig wie jeder einzelne von ihnen umstritten. Im Grunde genommen kann man bis heute nicht sagen, wieso unsere Ahnen irgendwann einmal ihre Lebensgrundlage auf die Bewirtschaftung von Feldern umstellten.

Das Zusammenfallen des Übergangs vom nomadischen zum sesshaften Leben fiel mit dem Ende der letzten Eiszeit zusammen. Der marxistische Archäologe Vere Gordon Childe vermutete darin mehr als nur ein zufälliges zeitliches Zusammentreffen.

In Vorderasien sei das Abschmelzen des europäischen Eispanzers mit einer zunehmenden Trockenheit einhergegangen. Wollten die Menschen überleben, glaubte Childe, mussten sie sich in Oasen und feuchte Täler zurückziehen. Robert Braidwoods Ausgrabungen im »Fruchtbaren Halbmond« bestätigten Childes Theorie später weitgehend.

Nur waren die rettenden grünen Enklaven schnell abgejagt und abgesammelt. Zwar hätte *»die Verbesserung der Jagdtechnik«* lange Zeit den *»Niedergang des Wildes ausgleichen können«*, meint Evolutionsbiologe Josef Reichholf in seinem Buch »Warum die Menschen sesshaft wurden«, doch begab man sich damit anscheinend in eine Abwärtsspirale. Denn *»die verstärkte Bejagung beschleunigte den Rückgang der Wildbestände.«* Die Ernährung auf vergleichsweise schnell nachwachsende Quellen umzustellen war somit von existentieller Bedeutung.

Nur, wie kamen unsere Vorfahren auf die Idee Getreide anzubauen, es zu züchten, es zu verändern? Zu verstehen, dass das Korn, das ich essen kann, auch die Grundlage für die Herstellung von noch mehr Korn sein könnte ist eine enorme kognitive Leistung. Unsere Urahnen können sich dieses Wissen kaum theoretisch erschlossen haben. Wahrscheinlich war auch dieser Wissenszuwachs wieder ein Ergebnis des Erlebens der *»sich entwickelnden Materie.«*

Spätestens an der Grenze zur Sesshaftwerdung zogen die Menschen nicht mehr einfach so umher. Sie verweilten wohl an verschiedenen Orten längere Zeit und wechselten zwischen ihnen je nach Jahreszeit. Ist es dabei passiert? Hatten sie irgendwann aus Unachtsamkeit Körner weggeworfen und stellten bei der Rückkehr zu diesem Platz fest, dass sich etwas verändert hatte? Dass Pflanzen gewachsen waren?

Haben die Bewohner*innen des Ortes Dhra vielleicht irgendwann eine ganze Ladung Körner vor ihren Speichern fallen lassen, als sie diese eigentlich hineintragen wollten? Standen die aus diesen Samen entstandenen Pflanzen ein paar Monate später vor ihnen und wiegten sich sanft im milden

Wind eines Frühsommermorgens? Verstanden sie da, was passiert war? Oder interessierte sie das Ergebnis ihres kleinen Missgeschicks von vor ein paar Monaten gar nicht? Es gab ja in Dhra wahrscheinlich genug zu essen für alle, auch ohne, dass Getreide gesät wurde. Gestaltete sich diese Situation in anderen Teilen des »Fruchtbaren Halbmondes« anders? Ging man dort deshalb dazu über Getreide zu domestizieren?

Etwa zwischen 8.300 und 7.700 v. u. Z. tauchte im Gebiet des »Fruchtbaren Halbmondes« Getreide mit »*Merkmalen gezielter Züchtung*« auf, erklärt Simone Riehl in einem gut recherchierten Artikel zum Thema in »Spektrum kompakt.« Was auch immer in der Zwischenzeit genau geschehen war, nun hatte der Mensch den Graben übersprungen. Die Domestizierung von Getreide verlangt sklavisch die Sesshaftwerdung der Menschen. Zumindest der Menschen, die sich dem Ackerbau verschrieben hatten.

Mitunter, so bemerken Historiker*innen und Archäolog*innen mit Blick auf nomadische Viehhirten, die noch heute diese Kultur leben, streiften Menschen mit Tierherden durch die Landschaft und entschlossen sich nicht sesshaft zu werden. Aber auch die Entstehung von Tierherden könnte mit dem Ackerbau in Verbindung stehen, bemerkt Reichholf. Angelockt gerade von »*der besonders schmackhaften Jungsaat zogen insbesondere die Muttertiere mit ihren Kitzen, Zicklein oder Lämmchen zum frischen Grün*«, beschreibt er sehr anschaulich die ködernde Wirkung der domestizierten Getreidepflanzen.

Geschickten Jägern gelang es die Wildtiere gefangen zu nehmen. Jungtiere, die man erwischt hatte während es der Mutter gelungen war zu entkommen, schrien so lange voller Furcht, bis die erwachsenen Tiere zurückkamen und somit ebenfalls ins Netz gingen. Wahrscheinlich hatte ihre Haltung lediglich die Aufgabe das bevorratete Fleisch für spätere Schlachtungen frisch zu halten.

Doch auch hier änderten sich bald die Ziele der Haltung. Ganze Herden einzusperren lieferte bald schon weit mehr als

nur Fleisch: Milch, Wolle, Häute für Kleidung, Eier, all das verdankte der Mensch dem Entschluss Tiere zu domestizieren.

Je größer die gehaltene Herde, desto mehr verlangte sie jedoch nach Pflanzen zum Grasen. Die Suche nach Weideland ließ eine neue Art von Nomad*innen entstehen. Neben den sesshaften Bäuerinnen und Bauern, die den Charakter der Jungsteinzeit weitgehend bestimmten, zogen auch Viehhirten umher. Der Wandel von der Wildbeuter*innengesellschaft zur neuen Zeit hätte kaum tiefgreifender sein können.

»Die Entwicklung des Ackerbaus ergab die Neolithische Revolution«, bilanziert Reichholf die Entwicklung im »Fruchtbaren Halbmond« und verwendet damit einen Begriff, den einst Childe in die Sprache der Geschichtsschreibung eingeführt hatte. Die Parallelen zum Begriff der »Industriellen Revolution« im 18. und 19. Jahrhundert sind offenkundig und von Childe auch beabsichtigt. So wie die Entstehung der Industrie das Leben der Menschheit vor 200 Jahren veränderte, so war auch die Entstehung von Ackerbau, Viehzucht und sesshaften Dorfgemeinschaften nach Childe eine tiefgreifende Veränderung, die die Verwendung des Begriffs Revolution rechtfertigte.

Die Folgen der auf Ackerbau umgestellte Ernährung können kaum überschätzt werden. Für Friedrich Engels markiert sie den Eintritt in eine höhere Entwicklungsstufe der Menschheit. Unsere Vorfahren hätten *»Methoden zur gesteigerten Produktion von Nahrungserzeugnissen«* erlernt. Damit waren unsere Vormütter und -väter in der Lage die Voraussetzungen für die weitere gesellschaftliche Entwicklung zu legen. Erstmals war es möglich eine größere Gruppe aus Ländereien mit überschaubarer Größe zu versorgen. Im Vergleich zu einer umherziehenden Gruppe Wildbeuter*innen benötigte ein Ackerbau betreibendes Dorf nur etwa ein Zehntel der Fläche, um die Nahrungsmittel zu erzeugen, die nötig waren, um alle satt zu machen.

Man konnte planvoll wirtschaften und war nicht mehr auf Jagderfolge angewiesen, die gerade in den Jahrhunderten vor

Beginn der Sesshaftigkeit aufgrund der veränderten klimatischen Bedingungen immer schwerer zu erbringen waren.

In der Folge wuchs die Bevölkerung sprunghaft an. Für Rutger Bregman ist dies die Falle, in die der Mensch mit der Neolithischen Revolution hineintappte. In seinem Buch »Im Grunde gut«, einer Liebeserklärung an den im tiefsten Inneren solidarisch fühlenden Menschen, kommt die Neolithische Revolution nicht besonders gut weg.

Folgt man Bregmans Position, bedeutete die vergrößerte Nahrungsmittelproduktion einen bis dahin ungeahnten Bevölkerungszuwachs, der wiederum zu einer erhöhten Produktionsmenge verpflichtete. Und so konnte es kein Zurück zu dem geben, was die Archäologin Brigitte Röder die »*paradiesischen Zustände*« der wildbeuterischen Gesellschaft nannte. In »Frauen. Zeiten. Spuren« skizzierte sie 1998 die epochemachenden Veränderungen im Leben der Menschen durch die Neolithische Revolution.

> »*Das tägliche Arbeitspensum war um ein Vielfaches gestiegen«,* erklärt Röder, »*weil Ackerbau und Tierhaltung wesentlich zeitaufwendiger sind als eine Nahrungssicherung durch Sammeln, Jagen und Fischen.*«

Der Vierstundentag der Wildbeuter*innen war damit Vergangenheit. Sesshafte Bäuerinnen und Bauern standen buchstäblich mit dem ersten Sonnenstrahl auf und fielen ermüdet auf ihr Lager sobald die Sonne hinter dem Horizont verschwand. Die Liste der Tätigkeiten kannte kein Ende: Füttern der Tiere, Beseitigung von Unkraut, verjagen von Vögeln und pflanzenfressenden Wildtieren, mit denen man nun um die Ähren des angebauten Getreides konkurrieren musste; Ausbesserungsarbeiten an den Wohnhäusern; Haltbarmachung von Lebensmitteln, Herstellung und Instandsetzung von Ackergeräten. Man musste die Saat zur richtigen Zeit aus- und die Ernte rechtzeitig einbringen. Die Menge an Arbeit war derart umfangreich, dass selbst die Kinder hinzugezogen wurden. Man wird davon ausgehen

müssen, dass romantische Momente am Lagerfeuer zur Ausnahme wurden.

Zudem wurde der *»weibliche Knochenbau«* nach der Sesshaftwerdung *»zunehmend zierlicher«*, wie Röder, Hummel und Kunz in ihrem Buch »Göttinnendämmerung« berichten.

Das Bestellen und die damit entstehende Bindung an das Land führten nach Meinung von Reichholf vermehrt zur Entstehung von Konkurrenz unter den einzelnen Siedlungen. Zunächst sei es *»nur um gespeicherte Vorräte gegangen«*, wie er schreibt. Lange habe es jedoch nicht gedauert bis *»das Land selbst«* ins Visier geriet. Und irgendwann zielten Eroberungszüge auf die Menschen ab, *»die von den Siegern versklavt wurden.«*

Mit zunehmender Arbeitsteilung sei, so Brigitte Röder in »Frauen. Zeiten. Spuren«, auch die Abhängigkeit von Dienstleistungen und handwerklichen Erzeugnissen entstanden. Das wiederum habe zur *»Entstehung gesellschaftlicher Schichten und politischer Macht«* geführt.

Und als sei das noch nicht genug der schlechten Nachrichten, veranschlagt Bregman eine außerordentlich hohe Zunahme von Infektionskrankheiten, die nach seiner Darstellung angeblich daraus resultierten, dass Bauern die im Haus wohnenden Tiere zur Befriedigung sexueller Triebe nutzten.

Was bleibt angesichts dieser Horrorliste noch vom gesellschaftlichen Fortschritt durch die »Neolithische Revolution«, an den Engels und Childe glaubten? Schlägt man in »Göttinnendämmerung« nach, nicht allzu viel. Ob die *»neue Wirtschaftsform«* der Jungsteinzeit *»als reiner Fortschritt bezeichnet werden kann, bleibt also zweifelhaft«*, heißt es dort.

Hatten Engels und Childe also geirrt? War die Neolithisierung der Beginn des dunklen Zeitalters der Menschheit? War sie eher Konterrevolution als Revolution? War Rousseaus *»guter Naturmensch«* der einzig mögliche Entwurf eines solidarisch lebenden Wesens? Sollte das zutreffen, wäre uns der Weg zu einer solchen Art des Zusammenlebens für immer verbaut. Zumindest solange wir nicht zum nomadischen Dasein zurückkehren wollen würden.

Denn Sesshaftwerdung wäre unter diesen Umständen immer mit Krankheit, patriarchalischer Herrschaft, Klassen und Klassengegensätzen, Staat, Unterdrückung, Kriegen und Elend verbunden. Für James C. Scott ist das ausgemacht. In seinem Buch »Die Mühlen der Zivilisation« distanziert er sich kurzerhand von allen, die die Sesshaftwerdung, die Entstehung von Dörfern und später Städten und die Landwirtschaft als Fortschritt ansehen. Und auf diese Weise landen nicht nur John Locke und Lewis Henry Morgan im selben Topf, sondern ausgerechnet auch Oswald Spengler, einer der Vordenker der NSDAP, und Friedrich Engels. Sie alle machen sich in Scotts Augen derselben Tat schuldig, sie sehen die Entwicklung weg vom Wildbeuter*innentum als Fortschritt an.

War also die Sesshaftwerdung der Anfang vom Ende des egalitären Lebens? Der Beginn der Entstehung von unterdrückerischen Staaten und unumstößlichen Hierarchien? »Nicht unbedingt«, erklärt Johannes Müller im Gespräch mit dem Autor. Der Professor für Ur- und Frühgeschichte an der Universität Kiel hat sich nicht allein durch seine Ausgrabungen in der Ukraine und auf dem Balkan einen Namen gemacht. Er habe »egalitäre und nicht-egalitäre Kulturen« ausgegraben, weiß er zu berichten. Welches Prinzip sich durchsetze könne man nicht von Vornherein sagen. Es sei eine menschliche Entscheidung.

Nur, was macht diese Entscheidung aus? Und wenn es nach der Neolithischen Revolution egalitäre Kulturen gegeben hat, wie haben sie gelebt? Wieso sind sie verschwunden?

Anatoliens neolithische Kommunist*innen

Der *»Jenseits des Baches gelegene Hügel«*, der Cayönü Tepesi, war bei seiner Entdeckung eine archäologische Weltsensation. Dabei war die Auffindung der Siedlungsreste im Boden der türkischen Provinz Diyarbakir alles andere als bloßer Zufall. Halet Cambel von der Universität Istanbul und Robert Braidwood von der Universität von Chicago hatten das Gebiet durchstreift. Sie waren felsenfest davon überzeugt in dieser Region Orte zu finden, die durch ihre bloße Existenz ein Bild vom Übergang von der nomadischen zur sesshaften Lebensweise malen könnten.

Die dahintersteckende Überlegung war ebenso einfach wie genial: Die Gegend war als Rastplatz von Wildbeuter*innen bekannt. Und gerade Orte, an denen sich unsere ruhelosen Vorfahren aufgehalten hatten, müssten sich Stück für Stück in feste Siedlungen verwandelt haben, so jedenfalls Cambels und Braidwoods Ansicht.

Ihre Mühen wurden 1963 belohnt. Damals stießen sie auf die Reste einer frühneolithischen Ansiedlung. Fast ein Vierteljahrhundert rangen sie dem Boden die Reste von Anlagen und Wohnhäusern ab. Mehmet Özdogan verstärkte später ihr Team. Gemeinsam fanden sie unterhalb der Erdoberfläche Gebäude in 21 Schichten. Jede dieser vor ihnen liegenden Subphasen markierte eine Weiterentwicklung zur vorangegangenen. Die Funde waren derart umfangreich, dass man deutsche Bauforscher zu den Ausgrabungen hinzuzog.

Einfache, runde Baustrukturen mit geringen Durchmessern verwandelten sich vor den Augen der Archäolog*innen in den darüber liegenden Schichten in komplizierte Bauten mit gelüfteten Fußböden. Mischkonstruktionen aus weitgehend unbearbeiteten Steinen, Flechtwerk und Lehm veränderten sich zu architektonischen Meisterwerken.

Und noch etwas war interessant in jenem Ort, der zwischen dem 10. und 7. Jahrtausend vor Christus bewohnt gewesen sein muss, wie Özdogan in einem seiner zahlreichen Aufsätze berichtete. Im Mittelpunkt des Ortes fand sich ein von Häusern eingerahmter Platz, der anscheinend von größerer Bedeutung für die gesamte Siendlungsgemeinschaft war. Dort konnten an aufgestellten Steinen beispielsweise Äxte geschärft werden. Große Säulen kündeten von der Macht der Herrschenden.

In jeder ausgegrabenen Schicht glichen die Häuser weitgehend einander, wie Özdogan schreibt. Nur waren die Bauten an der Nordseite des Platzes anders: Sie waren größer und aus feiner bearbeiteten Materialien gefertigt.

Die westlich des Platzes gelegenen Wohnstätten waren verglichen damit weitaus kleiner. Insgesamt erschien das Westviertel den Archäolog*innen ärmer als jenes im Norden. Die Fundstücke hier zeugten von harter Arbeit, anders als im Nordviertel, wo weniger Werkzeuge zu finden waren.

Özdogan kam zu dem Schluss, dass das Leben in Cayönü getrennt nach Schichten ablief. Man könnte auch sagen, die frühneolithische Stadt kannte bereits Ausbeutende und Ausgebeutete. Für damalige Zeiten pompöse Tempel verrieten die unverkennbare Bedeutung einer Schicht von Priestern. Die Religion wurde nicht mehr, wie bei den Wildbeuter*innen, kollektiv ausgeübt, sondern lag in der Hand einer Clique, die dann wohl vorgab mit den Ahnen und Göttern in Kontakt zu stehen.

Die Art der Herrschaft, die hier etabliert worden war, muss einen selbst tausende Jahre später noch erschaudern lassen. Einer der Bauforscher aus Deutschland, Wulf Schirmer,

machte hier die beklemmende Entdeckung von Opfersteinen und Abflussschächten. Nur, wer wurde hier geopfert? Gleich zwei spätere Untersuchungen wollen festgestellt haben, dass die großen Mengen Blutes von Menschen stammten. In einem Schädelhaus fanden sich menschliche Knochen und Schädel. Waren sie hier beigesetzt worden? Oder waren dies die Überreste jener bedauernswerten Frauen und Männer, die durch Priesterhand ihr Ende fanden?

Die Bilder, die die Fundstätte von Cayönü Tepesi im Kopf der Besucher*innen entstehen lassen sind nicht besonders erfreulich. Sollten die Puzzlestücke der Vergangenheit korrekt zusammengesetzt worden sein, muss das Leben in Cayönü eine Art Hölle auf Erden in einem sozial stark differenzierten Regime gewesen sein. Cayönü Tepesi der Prototyp blutiger Tyranneien bis in die Gegenwart? Die Befunde scheinen diese Deutung zu bestätigen.

Etwa 7.500 bis 5.700 vor Christus existierte südlich von Cayönü Tepesi eine andere Ansiedelung. Doch auch an diesem Ort, nördlich des »Fruchtbaren Halbmondes«, mochte man kaum leben. Im Hochland Ostanatoliens, einer unwirtlichen Gegend, in der die Sonne vom Himmel brennt und es an Wasser fehlt, versuchten einige unserer Vorfahren Fuß zu fassen. Tausende kamen zusammen und sie erstickten an der Enge. Clark Spencer Larsen, Archäologe an der Ohio State University erklärte dann auch 2019 der »Neuen Züricher Zeitung«, nach Abschluss einer Studie über diesen Ort, es sei *»eine Hauptbotschaft«* seiner Erkenntnisse, *»dass unser heutiges Verhalten tiefe Wurzeln in der Menschheitsgeschichte hat.«* Was Larsen meinte wird schnell klar, wenn man den Inhalt seiner Studie genauer betrachtet: Sein Team betrachtete 742 Skelette von Menschen, die in den mehr als 1.000 Jahren, die dieser Ort bestand, dort gelebt haben. Ihre Verletzungen waren zahlreich. Verheilte Schädelbrüche und andere Knochenverletzungen gehörten dazu. Entstanden seien sie, so die Vermutung von Larsens Forscher*innen, als sich die Menschen gegenseitig mit Steinschleudern unter Beschuss nahmen. Dazu hätten sie extra Tonkugeln angefertigt.

Die hygienischen Bedingungen waren erschreckend! Überall in der Stadt roch es nach Müll. Die Menschen litten an Karies und anderen Zivilisationskrankheiten und waren von der enormen Zahl der Menschen auf engem Raum gestresst. Gewaltausbrüche waren die Folge, kein Wunder also, dass man sich mit Steinschleudern bewaffnete. Der Name dieses stinkenden Vorhofes zur Hölle: Çatal Höyük.

Larsens Ergebnisse dürften also die Vermutungen und Ansichten Bregmans oder Scotts über die Neolithische Revolution ebenso vollauf bestätigen wie die Ausgrabungen von Cayönü. Sesshaftwerdung ließ den Menschen scheinbar die Wahl zwischen blutiger Unterdrückung oder Vergehen in Gewalt, Chaos und Müll. Welchen Fortschritt sollte man darin entdecken können?

Doch anscheinend gibt es auch eine andere Sicht auf Çatal Höyük. Ian Hodder, über lange Jahre der Leiter der Ausgrabungen vor Ort, erklärt auf Anfrage des Autors: »*Ich nenne diese Gesellschaft egalitär.*« Liegt also doch Larsen falsch? Oder war Çatal Höyük ein Ort, an dem Gleiche Gleiche massakrierten?

Gefunden hatte Çatal Höyük der britische Archäologe James Mellaart, als er in den 1960er Jahren Ostanatolien bereiste, auf der Hochebene von Konya an einem wasserreichen Flusslauf. Der damals noch vergleichsweise junge Mellaart hatte schon ein ereignisreiches Leben hinter sich. Seine Mutter war gestorben als Jimmy, wie ihn seine ebenso zahlreichen Anhänger*innen wie Gegner*innen nannten, noch ein kleiner Junge gewesen war. Sein Vater war mit der Familie nach Holland gezogen, wo »Jimmy« nach dem Überfall der Wehrmacht Zwangsarbeit für die deutschen Okkupanten hatte leisten musste. In dieser Zeit entdeckte er aber auch seine Liebe zu alten Sprachen und zur Archäologie.

Jahre später weckte ein etwa 17 Meter hoher Hügel in der Türkei sein Interesse. Dort begann er zu graben und wurde fündig. Was Mellaart freilegte, hätte sich niemand vorstellen können und selbst jetzt noch scheint es vielen Menschen schwer zu fallen sich das Leben in diesem Ort vorzustellen.

Die schiere Größe der Siedlung musste alle erstaunen lassen. In etwa 14 Schichten fand man hier je 400 bis 1.800 Häuser. Sollten diese Zählungen zutreffend sein, muss man sicherlich von einer Einwohner*innenzahl von 8.000 oder vielleicht sogar 10.000 Menschen ausgehen. Çatal Höyük war die erste Großsiedlung der Menschheit. Gemessen mit heutigen Maßstäben muss es auf Besucher*innen wie Manhattan in New York gewirkt haben. Das Gewusel in der Stadt dürfte von Weitem den Eindruck eines riesigen Ameisenhaufens erweckt haben. Und wie die Ameisen stets wissen, wohin sie zu gehen haben, kannten wohl auch die Bewohner*innen von Çatal Höyük, den Weg, den sie zu gehen hatten.

Und der verlief immer über die Dächer. Ihrer Bauweise blieben die Bewohner*innen von Çatal Höyük über 1.000 Jahre treu. Sie setzten ihre Häuser so dicht aneinander, dass es zwischen diesen so gut wie keine Gänge oder Wege gab. Wollte man in ein Haus gelangen, blieb nichts weiter als der Weg über die Dächer. Dort fand sich zu jedem Haus der passende Einstieg, durch den man über eine Leiter in das Innere gelangte.

Das war von einem großen Raum bestimmt, in dem auf verschiedenen Ebenen die Mitglieder einer Familie schliefen. Auf für damalige Zeiten komfortablen viereinhalb mal sechs Metern lebte man hier zusammen. Weitere Zimmer waren die Ausnahme. Mitunter fanden die Ausgrabenden Nebenräume zur Aufbewahrung von Nahrungsmitteln. Hin und wieder waren auch bestimmte Bereiche des Hauptraums durch Wände voneinander getrennt.

Die Häuser selbst waren Meisterwerke, deren Innenraumgestaltung uns heute wahrscheinlich als nachahmenswerte exotische Alternative zum tristen Wohnzimmeralltag von Hochglanzbildern in Zeitschriften wie »Schöner Wohnen« aus ansehen würden. Die Liege- und Schlafbereiche waren mit Bastmatten ausgelegt. Abgeteilte Arbeitsbereiche verrieten, dass jedes Haus- auch eine Wirtschaftsgemeinschaft war. Faszinierende Gemälde schmückten die Innenwände,

die regelmäßig zu hohen Anlässen erneuert wurden. Häufige Renovierungen schienen bei den Einwohner*innen von Çatal Höyük hoch im Kurs zu stehen.

Die Bilder zeigen Jagdszenen und Wildtiere und sind nicht selten von einer verzaubernden Eleganz, dass die Frage erlaubt sein muss, ob die Bilder von Spezialist*innen angefertigt wurden. Ein Fest stand ins Haus, ein naher Verwandter war gestorben – all das dürften Anlässe gewesen sein, zu denen man die Künstler*innen ins Haus holte, damit sie die frisch weiß getünchte Wand von Neuem mit Leben erfüllten. Kunstvolle, bunte Ornamente wechseln mit fliegenden Vögeln und von Jägern umgebenen Stieren ab. Manche Bilder dürften heute zumindest verwirrend wirken, wenn beispielsweise Geier auf kopflose Menschen einhacken. Unter Umständen hat dieses wiederholt anzutreffende Motiv religiöse Bedeutung gehabt. Auch sonst waren mystische Szenen bei den Bewohner*innen der Stadt wohl beliebt. Immer wieder findet man Stiere und übergroß und nicht eben schlank dargestellte Frauen auf den Wänden der Wohnzimmer.

Frauen lieferten oft zudem die Vorlagen für Plastiken, was bei vielen Forschenden die Frage nach der Rolle von Frauen in dieser Gesellschaft aufkommen ließ. Lebten die Menschen in Çatal Höyük im Matriarchat? Eine auf einer Art Sessel sitzende und von zwei großen Wildkatzen gesäumte Frau nährte diese Vorstellungen weiter.

Demgegenüber stellte Hermann Parzinger jedoch in seinem Buch »Die Kinder des Prometheus« heraus, dass die »*Ausgrabungen in Çatal Höyük […] keinerlei Hinweise auf eine Ungleichbehandlung von Frauen und Männern*« erbracht hätten. Das Geschlecht habe »*die Rolle des Individuums*« damals nicht bestimmt. Den Beleg hierfür fanden die Prähistoriker*innen laut Parzingers Schilderungen in der Bestattungskultur. Männer wie Frauen seien »*nicht unterschiedlich beigesetzt oder mit abweichenden Beigabenausstattungen versehen worden*«, fasst er die Befunde zusammen. Wie Hodder glaubt auch Parzinger an eine »*weitgehend egalitäre Gesellschaft*« in Çatal Höyük.

Und die enorme Anzahl an weiblichen Plastiken und Frauendarstellungen an den Wänden? Vielleicht sind sie eher Ausdruck eines Fruchtbarkeitsmythos, der in einer Gesellschaft, die von Ackerbau und Viehzucht lebt, nicht eben überraschend wäre. Insgesamt wissen wir trotz der langen Ausgrabungen erstaunlich wenig über die Religion in Çatal Höyük wirklich sicher. Es ist jedoch augenscheinlich wie sehr sie noch immer von wildbeuterischen Ideen geprägt war. Die Frau zwischen zwei Wildkatzen könnte auch diese Rückbesinnung auf damals schon längst vergangene Zeiten verdeutlichen. Wie die nomadisch lebenden Künstler*innen, die ihre Werke in Höhlen mit Handabdrücken signierten, finden sich an den Innenwänden der Häuser in Çatal Höyük ebenfalls die farbigen Abbildungen der Erschaffer*innen.

Und wie bei den Wildbeuter*innen und ganz im Gegensatz zu den erschreckenden Zuständen in Cayönü war die Ausübung der Religion in Çatal Höyük anscheinend ein Akt aller Einwohner*innen. Mellaart hatte während seiner Grabungen noch geglaubt besondere Gebäude für die Ausübung kultischer Handlungen gefunden zu haben, eine Art Tempel, wenn man so will. Dies hätte wiederum die Existenz einer Kaste von Priester*innen und somit eine soziale Hierarchisierung wahrscheinlich gemacht.

Mellaart verlor schließlich seine Erlaubnis in der Türkei Grabungen zu leiten, nachdem er in gleich verschiedene Skandale verwickelt war. Was genau geschehen war, konnte nie wirklich geklärt werden. Allerdings hatte er unter anderem Wandgemälde verpacken und zur näheren Untersuchung nach England transportieren lassen. Nur kamen diese entweder nie an oder sie verschwanden dort für vielleicht immer.

Jahre später übernahm Ian Hodder die Leitung der archäologischen Untersuchungen in Çatal Höyük. Gegenüber dem Autor stellt der seine Positionen bezüglich der von Mellaart aufgeworfenen Frage anders dar. Zwar habe es Häuser gegeben, in denen die besondere Ausgestaltung der Wände und die höhere Zahl an Beerdigungen vermuten lassen, dass die

Bewohner*innen einen exklusiveren Zugang zur Welt der Ahnen und der Götter gehabt haben könnten. Hodder gab diesen Gebäuden den Namen »*history houses*.« Nur wären deren Bewohner*innen »*nicht in der Lage gewesen, ihren rituellen und sozialen Status in ökonomische Ungleichheit zu verwandeln*«, wie Hodder weiter ausführt.

Dabei spricht Hodder ein Thema an, welches in Çatal Höyük von größerer Bedeutung war. Zahlreiche Begräbnisse fanden im Haus statt. Die verstorbenen Familienmitglieder wurden unter dem Fußboden beigesetzt. Wollten die Hinterbliebenen sie auf diese Weise weiterhin bei sich haben? Gräberfelder wurden jedenfalls nicht entdeckt. Was den eigenartigen Umstand mit sich bringt, dass gemessen an der geschätzten Einwohner*innenzahl bislang nur wenige Gräber gefunden werden konnten. Eventuell praktizierten die Einwohner*innen von Çatal Höyük auch einen Begräbniskult, der gemessen an unseren heutigen ethischen Vorstellungen eigenartig wirken dürfte. Es kann nicht ausgeschlossen werden, dass die Bewohner*innen die sterblichen Überreste der Verwandten umbetteten und auch entfleischten. Vielleicht sollen, so die Vermutungen einiger Forschenden, die Bilder der Geier, die auf kopflose Menschen einhacken diesen Brauch darstellen. Wurden die Verstorbenen der Umwelt ausgesetzt und ihre dann abgenagten Knochen beigesetzt? Verschwanden dabei einige Toten vielleicht zur Gänze und finden wir daher heute nur so wenige Skelette?

Die abgetrennten Köpfe wurden mitunter mit Lehm überzogen und in die Häuser gehängt. Ähnlich verfuhr man auch mit Stierköpfen.

Die Überreste, derer die Grabungen habhaft wurden, erzählen auch von so mancher Tragödie. Frühzeitig Verstorbene finden sich ebenso unter ihnen wie kleine Kinder. An Larsens eingangs erwähnten Untersuchungsergebnissen, nach denen sich die Menschen in Çatal Höyük mit Steinschleudern und eigens angefertigten Tonkugeln unter Beschuss nahmen, sollten Zweifel angebracht bleiben. Zwar finden sich unter den

Skeletten Menschen mit verheilten Brüchen, deren Verletzungen aber auf wahrscheinlich ganz andere Art entstanden sein dürften.

Die aneinandergesetzten Gebäude in Çatal Höyük waren nur über das Dach zu begehen, weshalb sich das Leben der Stadt auf den Häusern abspielte. Wollte man zu seinem eigenen Haus gelangen, musste man zahlreiche Leitern und Höhenunterschiede überwinden. Unfälle dürften sich da nicht unbedingt selten ereignet haben.

Weshalb sich die Einwohner*innen von Çatal Höyük diese eigenwillige Architektur zu eigen machten ist nicht wirklich klar. Schützten sie sich durch das weitgehende Fehlen ebenerdiger Eingänge vor wilden Tieren oder verhinderte die Unmöglichkeit großer Fenster durch die Wand an Wand gesetzten Gebäude ein Aufheizen der Innenräume an heißen Tagen? Betonte diese Art des Bauens die Gemeinschaft der Bewohner*innen?

Die dürften sich auf den Dächern getroffen, Feste gefeiert, ihre Werkzeuge hergestellt, gesungen und die Kinder einander gejagt haben. Schon das Fehlen von Wegen und Straßen und der dadurch notwendige Gang über die Dächer bei jeder Besorgung, beim Besuchen von Freund*innen, beim Weg zur und von der Arbeit machte es unausweichlich, dass sich die Menschen einander begegneten. Konfliktfrei wird es dabei nicht abgegangen sein. Kinder, die lärmend über die Dächer rasten und Erwachsene verärgerten, die schwer zu tragen hatten; Leute, die abends zu lange feierten und kein Ende fanden – all das wird es gegeben haben. In seiner Schrift zum Leben in Çatal Höyük beschreibt Brosius die gefundenen Skelette und geht auf die häufig gefundenen Verformungen im Hüftbereich ein. Diese seien ein Ergebnis häufigen Tanzens. Feiern scheinen also keine Seltenheit in Çatal Höyük gewesen zu sein.

Die Architektur von Çatal Höyük führte schon gesetzmäßig zur Vergemeinschaftung. Nicht nur, dass »*planende Absprachen zwischen den Bewohnern zweifellos in die Gestaltung der Stadt eingegangen*« sind, wie der Architekturhistoriker

Heinrich Klotz festhält. Das tägliche Leben machte Absprachen notwendig und führte zu zahllosen Begegnungen. Dass sich die Bewohner*innen gegenseitig auflauerten und einstweilen mit Steinschleudern von den Leitern schossen, wie Larsen meint, darf man hingegen getrost als Legende abtun. Stattdessen sollte man ins Auge fassen, dass das Leben ganz anders abgelaufen sein könnte. Wenn sich das Leben auf den Dächern abspielte, muss man von den Dächern als Orte der zwischenmenschlichen Beziehungen ausgehen. Dort spendete man sich Trost bei schlimmen Verlusten, gratulierte einander zu einem besonders gelungenen Wandbild, beschwerte sich über die zu heiß scheinende Sonne, hoffte gemeinsam auf Regen und freute sich über Geburten.

Auch Hodder hält in seinem Buch »Çatalhöyük: The Leopard's Tale« die Vorteile des engen Zusammenlebens fest. Die Verbindungen untereinander seien »*stetig gestärkt*« worden. Und das wohl nicht nur im persönlichen Gespräch. Gemeinsames Leben bedeutet immer auch Verpflichtung, und denen galt es sich kollektiv zu stellen. Eine Herausforderung war zweifelsohne der anfallende Müll, der im Grunde meistens in die freien Innenhöfe zwischen den Häusern geworfen wurde. Folgt man Hodder, wurden die Misthaufen von Zeit zu Zeit abgetragen und mit kalkhaltiger Asche überdeckt. So hinderte man Krankheitserreger an der Ausbreitung. Auch diese Arbeit war nur kollektiv und von den Dächern aus zu bewerkstelligen.

Die Gesundheit der Einwohner*innen schätzt Hodder, ganz im Gegensatz zu Larsen, als »*in gutem Zustand*« ein. Nicht zuletzt wohl auch deshalb, weil sie mit den Herausforderungen des fast schon städtischen Zusammenlebens umzugehen wussten.

Zudem häufte man in Çatal Höyük ein enormes Wissen über architektonische Grundlagen an. Da die Dächer eine so enorme Bedeutung für die frühneolithische Gesellschaft hatten, mussten diese auch besonders stark gebaut werden. Und so lastete man nicht einfach den Wänden die Dachträger auf.

Im Innern der Hauswände konstruierte man eine beeindruckende mit Lehm verkleidete Holzkonstruktion, die das Dach trug. Da selbst schwere Lasten über die Dächer transportiert werden mussten, gab es hierzu schwerlich eine Alternative.

Meistens lebten wohl fünf oder sechs Personen in einem der Häuser, die im Bedarfsfall vergrößert werden konnten. So war es möglich, den Wohnbereich um Lagerräume zu erweitern, falls das durch Familienzuwachs nötig wurde. Die Nebenräume musste man durch Türen betreten, die so niedrig waren, dass man sie nur gebückt passieren konnte.

Alle 100 bis 120 Jahre wurden die Häuser erneuert. Dann baute man das Holzgestell aus, schleifte die Wände bis auf etwa einen Meter Höhe und steckte die Reste in Brand. Erst danach ging man an den Neuaufbau, indem die Ruine des alten Innenraums verfüllt als Fundament nutzte und dann von Neuem darüber gebaut wurde. So entstanden auch Dachebenen mit verschiedenen Höhen. Das dürfte von Weitem durchaus reizvoll ausgesehen haben, brachte aber die Notwendigkeit mit sich, ständig über Leitern steigen zu müssen.

Zugleich ermöglichten die verschiedenen Dachniveaus aber auch, dass kleine Fenster im oberen Bereich der Wände eingearbeitet werden konnten, um Luft und Licht in die Innenräume hineinzulassen. Das war auch deshalb nicht unwichtig, weil der Einstieg im Dach ansonsten die einzige Lichtquelle geblieben wäre. Getrübt wurden der Lichteinfall und die Frischluftversorgung durch die Dachluke noch durch den daraus abziehenden Rauch der Kochstelle. Die sehr weit oben liegenden kleinen Fenster waren somit durchaus wichtig, wollte man sich in den Wohnungen wohl fühlen.

Da die Häuser selbstständig wirtschafteten, waren zwischen den Feldern und Koppeln für das Vieh oder den wenigen Wäldern, in denen man jagte, sehr oft schwere Lasten zu bewegen. Der Großteil der Äcker lag in der unmittelbaren Umgebung der Siedlung. Dennoch war wohl ein dauerndes Kommen und Gehen der Normalzustand in Çatal Höyük.

Am vielleicht Merkwürdigsten ist die Abwesenheit jeder Autorität. Eine abgehobene Priester*innenkaste gab es nicht. Gebäude, die für administrative Aufgaben zur Verfügung standen hat man bis heute nicht finden können, auch wenn Hodder nach diesen gesucht hat. Es gab weder ein Rathaus, noch ein Gefängnis oder eine Polizeistation. Das Leben in Çatal Höyük dürfte überraschend friedlich gewesen sein.

Mitunter diskutiert man die Existenz eines Ältestenrates. Hierfür den Beweis oder Gegenbeweis anzutreten dürfte, aufgrund des Fehlens schriftlicher Quellen ein für zumindest lange Zeit unmögliches Unterfangen sein. Sollte es eine solche Einrichtung gegeben haben, bleibt die Frage, wo er sich traf. Ein dafür geeignetes Gebäude gab es nicht. Tagte er eventuell unter aller Augen auf den Dächern der Stadt? Wurde das Abtragen und Zuschütten der Mülldeponien dort besprochen? Begrüßte man die Ankunft von Kindern? Verabschiedete man Verstorbene in die Welt der Ahnen? Wurden zwei Streithähne vorstellig, die um Schlichtung baten? Plante man dort das nächste Fest? Zerbrach man sich bis in die einbrechende Dunkelheit die Köpfe darüber wie man den Austausch mit anderen Siedlungen sicherstellen könnte? Die Gedanken mögen elektrisieren und auf unleugbare Weise schön sein, wissen werden wir es nie. Dass eine organisierende Struktur ohne Hierarchien notwendig gewesen sein dürfte, ist aber eher wahrscheinlich.

Die urkommunistische Lebensweise in Çatal Höyük steht in deutlichem Gegensatz zu den Darstellungen Larsens. Zugleich stellt sie aber auch die Frage, ob die Beschreibung der Neolithischen Revolution als einer Entwicklung in Richtung Unterdrückung, Staat, Klassenherrschaft und Elend, wie Bregman und Scott behaupten, nicht bei Weitem zu einfach ist und ob Engels und Childe nicht richtig lagen. Anscheinend bedeutete der Übergang zur sesshaften Lebensweise eben nicht automatisch auch einen Übergang zu gesellschaftlichen Hierarchien und sozialer Ungleichheit.

Bildete Çatal Höyük die Ausnahme und Cayönü die Regel des frühneolithischen Zusammenlebens? Oder war Cayönü

mit der dort existenten Unterdrückung einer ausgebeuteten Klasse der Sonderfall? Heinrich Klotz, der noch Ende der 1990er Jahre bedauerte wie sehr man Çatal Höyük *»nur im Nebenbei wahrgenommen habe«* und der bemängelt, die Siedlung sei in einem kulturellen Sinne noch immer *»kaum in unser Bewusstsein eingedrungen«*, erkennt in ihr bezüglich ihrer *»Ausdehnung und Größe«* zugleich eine *»Ausnahmeerscheinung«*, wie er schreibt. Für den hohen Grad der kollektiven *»städtischen Planung und Organisation«*, die enorme Ansammlung von einen hohen Lebensstandard widerspiegelnden Luxusgütern und die *»konstruktiv originelle Architektur«* fehle es an *»ihresgleichen.«* Parzinger glaubt zwar sehr wohl an eine *»menschheitsgeschichtliche Bedeutung«* Çatal Höyüks und ist davon überzeugt, dass die Entwicklung dort *»nicht ohne Wirkung auf die Nachbargebiete geblieben sein kann.«* Dennoch, die Geschichte Çatal Höyüks ist in seinen Augen in der Region eher singulär.

> *»Auf der Hochebene von Konya bleibt dieser Platz isoliert; ein Pendant findet sich nirgends«,* so Parzinger.

Gegenüber dem Autoren nimmt hingegen Ian Hodder eine etwas andere Position ein. Seiner Ansicht nach waren *»alle Gesellschaften des Neolithikums im Mittleren Osten und in Anatolien egalitär«*, wie er in der Diskussion zu Protokoll gibt. Zugleich dürfte die schiere Größe Çatal Höyüks zu dieser Zeit zweifellos ein Alleinstellungsmerkmal gewesen sein.

Und Cayönü Tepesi? Der blutverschmierte Tempel? Die protzigen Bauten einer herrschenden Elite? Was war damit? Zeitlich muss man all das vor Çatal Höyük einordnen. Symbolisierte dann vielleicht doch die stramme Hierarchie das natürliche Zusammenleben der Menschen nach dem Entschluss sesshaft zu leben?

Selbst die Zeitgenoss*innen dürften das anders gesehen haben. Die brutalen Herrschaftsmethoden waren den Bewohner*innen von Cayönü irgendwann so zuwider, dass sie diese kurzerhand beendeten. Die Ausgrabungen zeigen uns noch

heute die Dramatik der Ereignisse in jenen wilden Tagen: Der Tempel wurde niedergebrannt, ebenso die großen Häuser, in denen die Elite gewohnt hatte. Der zentrale Platz mit den dort befindlichen Insignien der Macht, den hohen Steinsäulen, die den Platz säumten, fand fortan zum Abladen von Unrat Verwendung. Ganz so, als wollten die Bewohner*innen von Cayönü ihre Verachtung für die Unterdrücker*innen noch nach Generationen zum Ausdruck bringen.

Was war in Cayönü geschehen? Hatte ein Götterkult den anderen ersetzt und nun wurden die Symbole des veralteten Glaubens einfach eingeebnet, samt Tempel? Dazu passt weder das Vernichten der alten Herrschergebäude noch die Errichtung neuer Wohnstätten in der Folge dieser Ereignisse. Die neuen Häuser standen durch ihre ähnliche Größe und Ausstattung für die Gleichheit der Einwohner*innen.

> »*Ich glaube fest daran«,* erklärt Bernhard Brosius im Gespräch, »*dass es in Cayönü eine soziale Revolution gegeben hat.*«

Das Prinzip der Gleichheit habe damit in Ostanatolien triumphiert, so Brosius. Soweit geht Hodder indessen nicht. Eine Verbindung zwischen Cayönü Tepesi und Çatal Höyük könne er nicht erkennen, erklärt er dem Autoren.

Was bleibt ist, dass mehrere tausende Jahre nach der Neolithischen Revolution in Anatolien die Menschen unter Gleichen lebten. »*Nicht-gleiche Gesellschaften*« hätten sich dort erst mit Ubaid und Uruk im 5. und 4. Jahrtausend vor Christus etablieren können.

Doch wieso wurde Çatal Höyük dann irgendwann verlassen? Für eine Krise der Gesellschaft fand Hodder, wie er auf Abfrage des Autors erklärt, keine Hinweise. Folglich macht das Fehlen von Hinweisen Vermutungen Platz. Harald Haarmann glaubt in »Vergessene Kulturen der Weltgeschichte« an eine Mückenplage. In der letzten Phase der Existenz von Çatal Höyük hätten die schwer erträglichen Plagegeister dann auch noch Malaria übertragen. Das Verbleiben in der wahr-

scheinlich ersten Großsiedlung der Menschheit wurde damit unmöglich. Aber auch das bleibt bloße Spekulation. Dass in Çatal Höyük die Menschen unter Gleichen lebten, die Abwesenheit von Macht, Herrschaft, gesellschaftlichen Ungleichheiten und organisierter Gewalt kann man hingegen als gesichert ansehen. Die Bewohner*innen von Çatal Höyük und zahlreicher anderer Ansiedlungen waren Anatoliens neolithische Kommunist*innen.

Europas egalitäre Bauern

»*In Herxheim ging es ums Überleben*«, erklärt Thomas Westphalen vom Landesamt für Archäologie in Sachsen über die Ereignisse von vor etwa 7.000 Jahren in dem rheinland-pfälzischen Örtchen gegenüber dem Autor. Und ohne Zweifel lassen einen die Befunde zu den Grabungen frösteln. Eigentlich hatten Archäolog*innen vom Landesamt in Rheinland-Pfalz Bedenken angemeldet, als sie erfuhren, dass Herxheim ein Gewerbegebiet errichten wollte. Auf demselben Gebiet vermuteten sie eine Siedlung aus der Jungsteinzeit. Es ging also mal wieder um eine Rettungsgrabung. Hektisch und doch gründlich erschlossen die Forschenden die Region.

Zunächst war die Enttäuschung groß. »*Nicht ein einziger Hausgrundriss konnte sicher nachgewiesen werden*«, beschrieb Andrea Zeeb-Lanz Jahre später die etwas lauen Grabungsergebnisse in Archaeologie-online. Die Archäologin hatte das interdisziplinäre »Projekt Herxheim« ins Leben gerufen, nachdem die erste Ausgrabungsleiterin 2002 auf tragische Weise bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen war.

Immerhin konnte sicher bewiesen werden, dass der Ort ab 5.300 v. u. Z. bewohnt gewesen sein musste. Und es fanden sich ausreichend Hinweise für eine durchgehende Besiedlung für die folgenden 300 Jahre und damit bis zum Ende der »Bandkeramischen Kultur.« Die »Bandkeramiker*innen« waren die ersten sesshaften Bäuerinnen und Bauern Europas.

Am Rande des kleinen Dörfchens fanden die Ausgräber*innen zwei mehr oder weniger durchgehende, hintereinanderliegende Gräben. Und was sie darin vorfanden, verschlug ihnen die Sprache. Das war neu! Das hatte es in der gesamten bisher erschlossenen Geschichte der »Bandkera-

mischen Kultur« nirgendwo in Europa gegeben. Die Gräben waren älter, sie waren aus verschiedenen mehrere Meter tiefen Furchen über die Jahre hinweg zusammengesetzt worden. Ihr ursprünglicher Nutzen verschließt sich bis heute. Hingegen kann man sehr genau sagen, wofür sie die letzten 50, vielleicht sogar nur 20 Jahre verwendet wurden. Das, was man in ihnen fand, kann man nur mit einem Wort erschöpfend beschreiben: Apokalypse.

Die Forschenden befreiten Zentimeter um Zentimeter Gebeine und Schädel von Erde und Sand. Dazwischen immer wieder Scherben zerschlagener Steinbeile und gebrannter Gefäße, die die »Bandkeramiker*innen« so unverwechselbar werden ließen. Die kunstvollen Verzierungen der Keramik zeigten eckige oder geschwungene Linien und ließen so den Namen der ganzen Kultur entstehen.

Dazwischen wieder Knochen und Knochensplitter und selbst die Reste zerschlagener Getreidemühlen. Kostbare Gefäße und hochentwickelte Technik lagen *»größtenteils wahllos und ohne System«* in den Vertiefungen, berichtet Zeeb-Lanz. Hatte man nach einer Schlacht *»aufgeräumt«*, wie die erste Grabungsleiterin einmal vermutet hatte? Eine Schlacht? Bis zu den Funden in Herxheim galten die »Bandkeramiker*innen« als eher friedlich. Oder war das einfach ein sehr ungewöhnlicher Friedhof?

Zumindest das kann man ausschließen. Die meisten Toten waren, das haben Untersuchungen unmissverständlich belegt, junge Erwachsene. Die meisten Schädel waren zerschlagen worden. Dabei hatte man sie nicht einfach mit einem Hammer oder einem schweren Stein zerstört. Man hatte sie sehr aufwendig skalpiert, den Gesichtsschädel und das Schädeldach, die Kalotte, abgetrennt. Teilweise lagen diese wie ineinander gestapelte Suppenschüsseln in den Gräben. Eine derartige Bearbeitung der Schädel war unter damaligen Bedingungen ausschließlich mit gezielten Schlägen mit einer Axt möglich.

Allein die jeden Rahmen sprengende Menge der Toten provoziert ein unverständliches Kopfschütteln. Nicht weniger als

76.000 Knochen und Knochensplitter wurden entdeckt. Mehr als 500 einzelne Menschen konnten identifiziert werden, dabei war nicht einmal die gesamte Anlage erschlossen worden. Rechnet man die Zahlen anhand der Verteilung der Toten hoch, dürften in den Herxheimer Gräben mehr als 1.000 Menschen liegen.

Die näheren Untersuchungen offenbarten weitere kuriose Details. Die gefundenen Scherben waren aus Materialien gefertigt, die teilweise aus dem Gebiet des heutigen Frankreichs stammten. Sie trugen Verzierungen, die darauf schließen lassen, dass die Gefäße aus sehr weit entfernten Gebieten stammen mussten: Teilweise waren sie aus dem heutigen Tschechien hierhergebracht worden. All das zeigt wie verwoben die einzelnen Siedlungen der »Bandkeramischen Kultur« miteinander waren. Nur, weshalb brachte jemand Keramikgefäße nach Herxheim und ließ sie hier zerschlagen und in Gruben werfen? Weshalb zerschlug jemand tausende Knochen? Wieso tat das jemand? Was war hier geschehen?

Mitten in den noch nicht abgeschlossenen Untersuchungen bezüglich der Vorfälle in Herxheim, raste die nächste eigenartige Nachricht durch die Fachliteratur und die Presse. In der Nähe von Mainz, bei Schöneck-Kilianstedten hatten Arbeiter 2006 beim Bau einer Umgehungsstraße Knochen und Steinwerkzeuge gefunden. Die Auswertungen der Grabungen erschütterten das Bild der »Bandkeramischen Kultur« ein weiteres Mal .

> *»Mindestens 26 Menschen wurden wahrscheinlich gefoltert, erschlagen und dann in eine Grube geworfen«,* resümierte Christian Meyer, der damals an der Universität von Mainz lehrte, im Erstbericht über die Grabungen.

Gut die Hälfte der Opfer waren Kinder.

Es war nicht das erste Massaker, das den »Bandkeramiker*innen« zugeschrieben werden muss. Schon 1983 war man in Talheim durch Zufall auf einen ähnlichen Vorfall gestoßen.

Neu war in Schöneck-Kilianstedten jedoch die Brutalität der Tötungen. Die Schien- und Wadenbeine vieler Getöteter waren mit einer Wucht zerschlagen worden, die der *»Kraft eines Autos«* nahekam, wie es im Abschlussbericht heißt. Wie sehr musste man hassen, um so hart zuzuschlagen?

Zeichen der Gegenwehr suchte man vergebens. Die Toten mussten überrascht worden sein. Sie waren arglos. Was die Forschenden wunderte war das Geschlecht der Massakrierten. Sie fanden nur zwei Frauen, die beide über 40 Jahre alt gewesen sein müssen. Die anderen Erschlagen waren alle männlichen Geschlechts.

Das Bild der »Bandkeramischen Kultur« hatte ordentlich gelitten. Galten sie früher als egalitär und friedlich, standen sie nun im Verdacht von Kämpfen um Besitz und Land. Waren Schilderungen des Lebens der ersten Bäuerinnen und Bauern Europas früher beinahe schon romantisch, waren sie nun durchzogen von blutrünstigen Darstellungen.

> *»Mit der Sesshaftwerdung gab es möglicherweise dann auch Konflikte um Gebiete«,* erklärte Meyer 2006 der »Frankfurter Rundschau.«

Ist damit die These des marxistischen Archäologen Vere Gordon Childe vom *»egalitären Neolithikum«* vom Tisch? Im Grunde ja, wenn es nach Thomas Westphalen geht. Insbesondere die »Bandkeramiker*innen« wären keine Gemeinschaft der Gleichen gewesen, so Westphalen gegenüber dem Autor. Die von ihnen errichteten Häuser seien in ihrer Größe viel zu unterschiedlich als das man von einer Gesellschaft ohne soziale Hierarchie ausgehen könnte.

Herman Parzinger, Leiter der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, sieht das erklärtermaßen anders. Die »Bandkeramiker*innen« seien egalitär gewesen, beschreibt er deren Zusammenleben im Gespräch. *»Hinweise auf etwas anderes haben wir nicht gefunden«* und daher solle *»man das auch nicht behaupten«*, erklärt der Prähistoriker entschieden. Möglicherweise werde man in Zukunft noch auf Indizien für gesellschaftliche Schichtungen

bei der »Bandkeramischen Kultur« stoßen, dann müsse man gegebenfalls diese Aussage ändern. Den häufig in der medialen Öffentlichkeit stehenden Parzinger würde das nach eigenem Bekunden »*jedoch wundern*«, schließlich habe man die »Bandkeramische Kultur« durch allerlei Grabungen bereits sehr gut erschlossen, wie er am Telefon erklärt. Und gerade die gefundenen Hausgrößen seien, entgegen den Aussagen Westphalens, sehr ähnlich und ließen Rückschlüsse auf eine Hierarchisierung eben nicht zu, so Parzinger weiter. Zumindest bis zum Beginn der Kupferzeit müsse man von weitgehender sozialer Gleichheit ausgehen. Also waren die »Bandkeramiker*innen« doch die Gemeinschaft der Gleichen?

Ihren Weg nach Europa fanden Ackerbau und Viehzucht durch die Bäuerinnen und Bauern des »Fruchtbaren Halbmondes.« Während in dessen Nordspitze die neolithischen Kommunist*innen Anatoliens in Orten wie Çatal Höyük klassenlos zusammenlebten, wanderten andere sesshafte Gruppen in nordwestlicher Richtung über den Balkan, das Mittelmeer und das heutige Südfrankreich nach Europa ein, wie Childe in seiner »Vorgeschichte der europäischen Kultur« skizziert.

Folgt man dem Befund einer erst 2020 von den Universitäten in Rohempton und Cambridge veröffentlichten Studie könnte der wanderungsauslösende Faktor das Klima gewesen sein. In akribischer Kleinarbeit stellten die Mitarbeitenden die einzelnen Wanderungsbewegungen den sogenannten Wachstumsgradtagen gegenüber. Diese sind warm genug, um das Gedeihen der Getreidepflanzen zu ermöglichen und sind je nach Region unterschiedlich häufig. Unter anderem stellten die Forschenden fest, dass sich Wanderungsbewegungen in den Regionen, in denen es weniger Wachstumsgradtage gab, verlangsamten, während sie entlang der warmen Mittelmeerküste vergleichsweise schnell verliefen.

Die Bäuerinnen und Bauern brachten nicht einfach nur neue Methoden der Nahrungsmittelproduktion mit auf das europäische Festland. Ihre Art zu leben war dort bis dahin weitgehend unbekannt.

Sie siedelten, wo ihnen das Land große Erträge versprach. Gerade die erste Zeit dürfte enorm hart gewesen sein. Die Bauerngemeinschaften lebten auf kleinen Inseln, die sie mit Steinbeilen dem Wald abrangen. Den hinter dichten Baumreihen verborgenen Horizont sahen sie wahrscheinlich nie. Jedes der anzulegenden Felder musste man von Bäumen befreien. Nachwachsendes Unterholz, Steine und Unkraut galt es durch den Einsatz bloßer Muskelkraft zu beseitigen, wollte man eine ertragreiche Ernte sicherstellen. Zwar waren die Ackergeräte für damalige Verhältnisse absolut state of the art. Dennoch war ihr Einsatz schweißtreibend. Nach stundenlangem Pflügen mit einem Grabstock schmerzte der Rücken und nicht selten bluteten die Hände.

Vere Gordon Childe weist hierbei auf einen interessanten Umstand in seiner »Geschichte der Werkzeuge« hin. Die Geräte zum Feldbau dienten kaum als Grabbeigaben. In Gräber hatten auch schon die Wildbeuter*innen persönliches Eigentum gelegt. Die »Bandkeramiker*innen« verstanden die Ackergeräte wahrscheinlich nicht als solches, weshalb sie diese den Toten auch nicht auf die letzte Reise mitgaben. Das Bestellen der großen Felder war eine kollektiv zu meisternde Aufgabe. Damit blieben aber auch die Erträge kollektives Eigentum und all das machte wiederum auch die Werkzeuge zum Eigentum der Gemeinschaft.

Im Grunde eine sehr primitive kommunistische Produktionsweise, da ist sich auch Bernhard Brosius sicher.

> Die »Bandkeramiker*innen« hätten, so erklärt er im Gespräch, *»mit ihrer auf gemeinschaftlicher Bestellung der Felder beruhenden Produktionsweise die mesolithische Lebensweise in Europa überwunden.«*

Diese fand auch in den Dorfgemeinschaften der »Bandkeramiker*innen« einen Ausdruck. In kaum zu beschreibender Schwerstarbeit schufen die »Bandkeramiker*innen« sehr große Langhäuser, deren Rekonstruktionen bis heute beeindruckend auf die Betrachtenden wirken. Archäologisch

konnte man Grundrisse mit einer Länge von bis zu 40 und einer Breite von 10 Metern nachweisen. Ihre enorme Größe steht im Widerspruch zur vergleichsweise kleinen Zahl von Bewohner*innen. Nur etwa acht bis zehn Menschen wohnten in einem Langhaus.

Baumstämme wurden als Pfosten in die Erde gerammt. Die Dächer mit Stroh gedeckt und die Wände aus Flechtwerk und Lehm geformt. Im Haus selbst gab es eine zentrale Feuerstelle, an der sich das soziale Leben abspielte. Inzwischen haben Phosphatanalysen[7] bewiesen, dass die Bandkeramiker*innen nicht mit ihren Tieren unter einem Dach lebten. Krankheiten springen so deutlich weniger vom Tier zum Menschen über.

Bezeichnenderweise erscheint die Architektur der »Bandkeramiker*innen« auf einmal beeindruckend und ausnehmend gleichförmig. Herrschaftliche Häuser wurden nicht errichtet. Ein Leben in Hierarchien oder ein soziales Gefälle kann man weitgehend ausschließen. Die auf kollektiver Arbeit aufbauende Produktionsweise schuf sich ihren Überbau, um es marxistisch zu erklären.

> *»Das Entscheidende war in dieser Zeit die Clanmitgliedschaft«,* erklärt Detlef Gronenborn vom Römisch-Germanischen Zentralmuseum in Mainz im Gespräch.

Die Menschen lebten in Familienverbänden. *»Hinweise auf die Etablierung dauerhafter politischer Macht«,* will Gronenborn gegenüber dem Autor nicht erkennen können.

In der Rollenverteilung zwischen den biologischen Geschlechtern sah das anders aus, so Gronenborn. Wobei man *»auch das nicht überinterpretieren«* solle.

Männer und Frauen hätten in unterschiedlichen Rechtssystemen gelebt. Anhand der Strontiumsignatur[8] lasse sich heu-

7 **Phosphatanalyse:** Im Bereich der Siedlungsarchäologie häufig angewandte Methode, die nach chemischen Phosphatverbindungen im Boden sucht und dadurch auch Aussagen über die Nutzung von Gebäuden machen kann.

8 **Stromtiumsignatur** (auch Strontiumisotopenanalyse): dient zur

te beispielsweise nachweisen, so Gronenborn, dass »*Männer in dieser Zeit am Ort geblieben sind.*« Frauen seien in andere Gemeinschaften abgewandert. Das bedeutete aber auch, dass Frauen die Langhäuser während ihres Lebens wenigstens einmal verließen, Männer hingegen nicht.

Wie genau eine angenommene geschlechtsspezifische Arbeitsteilung ausgesehen haben könnte, ist bislang umstritten. War beispielsweise die kunstvoll gearbeitete Keramik das Werk von Männern oder Frauen? Oder arbeiteten beide zusammen, um die Gefäße herzustellen? Ein häufig ins Feld geführtes Argument, nach dem die Keramik ein männliches Produkt gewesen sein soll, weil Abbau und Transport des Tons eine enorme körperliche Anstrengung mit sich gebracht habe, ist wenig schlüssig. Inzwischen belegen Funde die Arbeit von Frauen und selbst Kindern in jungsteinzeitlichen Bergwerken.

Gehärtet wurden die erzeugten Tongefäße im offenen Feldbrandverfahren. Immerhin konnte man mit dieser Technik Temperaturen von 800 Grad Celsius erreichen. Die Tongefäße wurden hierzu gemeinsam mit brennbarem Material in eine Grube gelegt, mit Holz bedeckt und dann sozusagen im Lagerfeuer gebrannt. Auch hierbei ist eine Verteilung der Arbeit auf die biologischen Geschlechter schwer nachzuweisen. Nach dem Ende des Vorgangs wurde die Keramik noch blank poliert.

Doch selbst wenn dieses Beispiel nicht unbedingt verfängt, von einer sehr straffen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung muss man bei den »Bandkeramiker*innen« ausgehen. Im Gespräch umriss Gronenborn das Leben der »Bandkeramiker*innen« denn auch als »*egalitär aber rigide*«, gerade im Umgang mit der Frage der Geschlechter.

Analyse des Wanderungs- und Migrationsverhaltens von Menschen in der Ur- und Frühgeschichte. Je nach Region variiert die Zusammensetzung der Strontiumisotopen, die dann in dieser Zusammensetzung mit pflanzlicher Nahrung vom Menschen aufgenommen und im Skelett eingelagert werden. Die Strontiumisotopenanalyse kann das nachweisen und so Wanderungsbewegungen nachzeichnen.

Diese neue Art zu leben traf in Europa anscheinend gleich zwei Arten von Wildbeuter*innen. Jene, die so lebten wie seit jeher, in egalitären Gemeinschaften und jene, die sich vermehrt von Fischfang ernährten und sich aufgrund der Möglichkeit Mehrwert zu erzeugen, sozial differenzierten.

Die neolithischen Bäuerinnen und Bauern machten ihnen in weiten Teilen des europäischen Festlandes den Platz streitig.

Auf dem Balkan, das haben Genanalysen von dort gefunden Skeletten ergeben, kann von einer Vermischung bereits in Europa lebender Wildbeuter*innen und eingewanderter sesshafter Bäuerinnen und Bauern in der Tat keine Rede sein. Auf der Südroute sah das hingegen anders aus, wie eine 2020 veröffentlichte Untersuchung der Universität von Bordeaux und des Max-Planck-Instituts in Jena ergeben hat.

Das Verhältnis der Wildbeuter*innen und der neu einwandernden Bäuerinnen und Bauern war also alles andere als vorgezeichnet. Das sieht auch Detlef Gronenborn vom Römisch-Germanischen Zentralmuseum in Mainz so. Über die gegenseitige Wahrnehmung von Wildbeuter*innen einerseits und »Bandkeramiker*innen« andererseits könne man nur mutmaßen, so Gronenborn. Es sei durchaus möglich, dass die Wildbeuter*innen den Eindruck vermittelten nichts zu besitzen, was den »Bandkeramiker*innen« fremd vorgekommen sein dürfte. Hingegen könnte es die Wildbeuter*innen mit Stolz erfüllt haben frei zu sein. Der Tagesablauf der »Bandkeramiker*innen« war voller Verpflichtungen, was den nomadisch lebenden Gemeinschaften befremdlich vorgekommen sein dürfte.

Hinweise auf eine gegenseitige Abwertung fänden sich jedoch in dieser Zeit nicht, so Gronenborn. Mitunter wirkten die festen Siedlungen auf Wildbeuter*innen sogar anziehend. Zumindest liegt dieser Eindruck nahe, wenn man nach Bruchenbrücken schaut, einem Stadtteil im hessischen Friedberg in der Wetterau. Der Ort war schon vor Jahren ausgegraben worden. Die archäologischen Studien brachten eine kleine

Gruppe von Langhäusern zum Vorschein und verschiedene Gebrauchsgegenstände der »Bandkeramiker*innen«, die dort gelebt hatten.

Unter den Funden entdeckte man auch eine Pfeilspitze aus der nördlichen Festlandsspitze Europas. Gute 900 Kilometer hatte eine Gruppe Wildbeuter*innen zurückgelegt, um sie in dieser Siedlung unweit des heutigen Frankfurts/Main in einer bandkeramischen Siedlung zu tauschen. Oder lebte man gar zeitweise zusammen?

Das zumindest suggerieren die Ergebnisse der oben erwähnten Studie der Universitäten Roehampton und Cambridge. Wann immer sich *»die Ausbreitungsgeschwindigkeit verlangsamte«* erklärt hierzu archaeologie-online, hätte die auch zu einem veränderten Arrangement der Beziehungen zwischen Neuankömmlingen und den bereits in der jeweiligen Region ansässigen Wildbeuter*innen geführt, *»was sich an der zunehmenden genetischen Vermischung der beiden Gruppen ablesen lässt«*, so der Bericht weiter. Die nicht unangenehmen Folgen dieser Art des Umgangs miteinander dürften gemeinsame Kinder gewesen sein.

Dass das Zusammenleben der »Bandkeramiker*innen« in wenigstens einigen Fällen multikulturelle Züge angenommen haben dürfte legt ein Gräberfund in der Nähe der österreichischen Hauptstadt nahe. Peter Stadler vom Naturhistorischen Museum Universität Wien hat dort mit seinem Team eine bandkeramische Siedlung ausgegraben. Neben acht Gebäuden von denen er in späteren Auswertungen berichtete, die fein säuberlich in Nord-Süd-Richtung aufgereiht in dem Dorf gestanden haben müssen, fand er auch drei Gräber. In einem lag die Leiche eines Bauern, dessen Vorfahren Wildbeuter*innen gewesen sein dürften. Selbst Pfeilspitzen wurden ihm mit auf die letzte Reise gegeben. Die Vorfahren des zweiten Toten stammten wohl aus dem Gebiet des »Fruchtbaren Halbmondes.« Der dritte Verstorbene schließlich **»war das Kind einer Wildbeuterin und eines Bauern«**, wie die Wissenschaftsjournalistin Laura Spinney in einem Artikel in »Spektrum Geschichte« erklärt.

Das Auffinden der Leichen dürfte kein reiner Zufall gewesen sein. Die reichlichen Fundstücke der Ausgrabungsstelle erwecken den Eindruck, als sei das Dorf eine Art Knotenpunkt des neolithischen Handels gewesen. Ein Ort, an dem man nicht nur Gegenstände austauschte, sondern auch einander kennenlernte. Steckt das hinter dem Geheimnis der friedlich in die Erde gebetteten Menschen von so verschiedener Herkunft?

Alle drei waren so beigesetzt worden, wie es die Rituale der »Bandkeramiker*innen« auszeichnete. Man hatte sie mit angehockten Beinen auf die Seite gelegt, die Hände unter der Wange. Eine Stellung, die den Hinterbliebenen beim Abschied vielleicht etwas Trost spendete. Die Toten wirken sowie als würden sie nur schlafen. Selbst auf ihrer letzten Ruhestätte behandelten die »Bandkeramiker*innen« die Menschen gleich. Herkunft hat dabei anscheinend keine vordergründige Rolle gespielt.

Das Leben der egalitären Bäuerinnen und Bauern Europas mit den Wildbeuter*innen gestaltete sich somit wahrscheinlich vielfältig. Neben anfänglicher Verdrängung traten schnell Austausch, Handel und gemeinsames Leben. Im Grunde also nach eventuell holprigen Anfängen eine Erfolgsgeschichte. Eine Story, so voller Harmonie und Freundlichkeit, dass sie für ein Drehbuch zu langweilig sein dürfte.

Wären da nicht Herxheim, Talheim und Schöneck-Kilianstedten! Alle drei Geschehnisse ereignen sich am Ende der »Bandkeramischen Kultur.« Ist da etwas, was wir nicht wissen? Etwas Dunkles, Monströses? Etwas, was wir in den bisherigen Funden aus jener Zeit übersehen haben? Wieso entwickeln sich in einer egalitären Gesellschaft, der multikulturelle Formen des Zusammenlebens nicht fremd gewesen sein dürften, solch unbeschreibliche Formen von Gewalt? Plötzlich, in der Endphase der »Bandkeramiker*innen«, wurden die Grundlagen ihres Zusammenlebens infrage gestellt.

Die Strontiumisotopenanalyse der Toten von Herxheim ergab, dass die weit überwiegende Mehrzahl von ihnen aus eu-

ropäischen Gebirgsregionen gestammt haben mussten. Sollte die moderne Archäologie nicht an einem großen weißen Fleck kranken, dann gab es in den Gebirgsregionen zu den damaligen Zeiten keine Bäuerinnen und Bauern? Wer wurde in Herxheim zerhackt in Gruben geworfen? Waren es etwa Wildbeuter*innen? Aber wieso, wenn man es doch gelernt hatte miteinander zu leben? Wenn man mitunter gemeinsame Kinder hatte?

Und auch das hatte die Analyse der Funde ergeben: Viele der Toten kamen von weit her. Oder wurden sie hergebracht? Hatte man sie gezwungen dahin zu kommen? Wurden sie geopfert? Umgebracht im Namen irgendeines Kultes? Herxheim – ein Schlachthaus? Eine menschliche Maschine zur Vernichtung von Menschenleben?

Aus einem Kreis von etwa 400 Kilometern um Herxheim kamen die Unglückseligen hierher und wurden hier zu Tode gebracht, ihre Knochen zertrümmert und in Gruben geworfen. Woher kannten »Bandkeramiker*innen« in dieser Entfernung jenen schrecklichen Ort? Wen brachten sie dorthin? Und weshalb?

War man mit den Wildbeuter*innen doch aneinander geraten? Spielte das Land plötzlich eine so wichtige Rolle? Die Nachkommen der »Bandkeramiker*innen« pflegten es weiter zu ziehen und an anderer Stelle Dörfer aufzubauen. War man an die Grenzen der möglichen Ausbreitung geraten? Störten da die ungebunden lebenden Wildbeuter*innen umso mehr?

Was in Herxheim geschah hatte es tausende Jahre zuvor nie gegeben und würde sich noch lange danach nicht wieder ereignen. Der Massenmord von Herxheim brach alle Regeln.

Und Talheim und Schöneck-Kilianstedten? Verglichen mit Herxheim wirken sie fast wie eine Bagatelle. Doch das waren auch sie nicht. Hunderte Jahre des friedlichen, egalitären, stellenweise gar multikulturellen Zusammenlebens gingen im Blut unter.

Zumindest gibt es in Schöneck-Kilianstedten eine vage Vermutung zum Motiv. Suchten die Täter*innen nach Frau-

en? Nur zwei der Opfer waren weiblich und beide über 40 Jahre. Brachte man die Männer und Kinder um, damit man die Frauen entführen konnte? Wenigstens in der Endphase der »Bandkeramischen Kultur« schien die Lebenserwartung der Frauen drastisch zu sinken. Sie starben im Schnitt gut zehn Jahre früher als die Männer. Beschloss man deshalb dieses Verbrechen zu begehen, weil man keine Frauen mehr hatte? Bezüglich der Hintergründe von Talheim existieren ähnliche Überlegungen.

Sollte das der Grund für die Morde sein, hätte sich zum Ende der »Bandkeramischen Kultur« die soziale Stellung der Frau deutlich gewandelt. Von zwar unterschiedlichen aber dennoch gleichen Rechtssystemen, in denen Frauen und Männer lebten, kann angesichts solcher Vorfälle keine Rede mehr sein.

Selbst die Form der Keramik, die diese Kultur bis heute so unverwechselbar macht, verschwand. In Herxheim wurde sie zertrümmert und zusammen mit Knochen in Gruben geschmissen und vergraben – ein unverkennbares Sinnbild. Die Täter von Herxheim verließen ihre Siedlung, so viel scheint sicher zu sein. Nur, wieso eigentlich? War ihnen im Grunde vollkommen klar, welch unvorstellbare Metzelei sie da begangen hatten? Fürchteten sie Strafen? Aber von wem? All das ist genauso im Dickicht der Geschichte verborgen wie die Antwort auf die Frage nach dem Wieso.

Weshalb Herxheim unter seinen Zeitgenoss*innen so bekannt wurde bleibt ebenso vollkommen ungewiss wie die Antwort auf die vielleicht beklemmenste aller Fragen: Wer waren die Opfer? Woher kamen sie? War man in die Berge gezogen, in die sich Wildbeuter*innen zurückgezogen hatten, um sie dann nach Herxheim zu verschleppen? Und was versprach man sich davon?

Zwischen 5.600 und 5.100 v. u. Z. hatte die »Bandkeramische Kultur« Europa ein egalitäres Zusammenleben beschert. Der Grund für ihre Krise am Ende verschließt sich den archäologischen Studien bislang.

Nun brachen andere Zeiten an. Sie waren nicht besser. Wenige hundert Jahre später werden Menschen nicht mehr als Gleiche beigesetzt, was ein Spiegelbild ihres Lebens im Diesseits sein dürfte. Die Grabbeigaben in den unter aufgeschütteten Erdhügeln liegenden Toten sind teure Äxte aus auserlesenen Materialien. »*So teuer wie eine Yacht*«, die heutzutage irgendwo im Hafen liegt, erläutert Gronenborn im Gespräch.

Eine Gesellschaft, in der die Nachfahren ehemaliger Wildbeuter*innen anscheinend diskriminiert und in ihren Gräbern »*regelrecht entsorgt*« werden, wie Spinney festhält. Es entsteht eine unterdrückte Unterschicht, die nicht allein aus den Nachfahren ehemaliger Wilbeuter*innen entsteht. Dennoch finden sich die Nachkommen der stolzen Jäger*innen in dieser Schicht wieder, wie moderne Genanalysen anscheinend beweisen.

Die agropastoralisch[9] lebende »Michelsberger Kultur«, bei der Viehzucht verglichen mit dem Ackerbau an Bedeutung gewinnt, muss ihre Dörfer befestigen, so sehr tobt inzwischen der Streit um Land und Besitz. Auf den Bau ihrer Häuser legen sie hingegen weit weniger Wert als die »Bandkeramiker*innen«, weshalb die Archäolog*innen vergleichsweise wenige Funde aus dieser Zeit haben.

Sicher ist nur, dass sich eine herrschende und sozial herausgestellte Schicht über Andere erhebt und das mehr oder weniger stabil. »Das ist nichts Dauerhaftes«, erläutert Gronenborn. Die Herrscherschicht verschwindet wieder. Sang- und klanglos, wenn man so will. »*Aber die Idee ist in der Welt*«, hält Gronenborn fest.

Nach wie vor sei unklar, weshalb das alles passiert. Wieso hebt sich eine Schicht ab und warum verschwindet sie wieder.? Auch Gronenborn kennt die Antwort bislang nicht. Sehe man es originär marxistisch, erklärt er, wird diese Art der Gesellschaft »*wohl an ihren inneren Widersprüchen zerbrochen*

9 **Agropastoralismus**: Wirtschaftsform, bei der es weitgehend um die Deckung des Lebensunterhaltes geht. Im Agropastoralismus spielt die Viehhaltung eine größere Rolle als der Ackerbau.

sein.« Nur wie genau es dazu kam, bleibt bislang unklar. Auch, weshalb es diese Entwicklung einzig in Europa gibt.

Mit dem Verschwinden dieser Schicht aus Herrschern kehrt nach Europa zunächst wieder das egalitäre Leben zurück. Nur ist der Kontinent zu diesem Zeitpunkt weitgehend entkräftet.

Nur das Ungeheuer verhindert das Ungeheuerliche?

Er habe eine Frage zu dem britischen Archäologen Harold Hargreaves, ruft ein offenkundig wissbegieriger Student, als er seinen Professor unerwarteter Weise in der Bibliothek sieht.

> »*Vergessen Sie Hargreaves! Lesen Sie Vere Gordon Childe, der hat sein Leben lang praktisch gearbeitet*«, brüllt der Archäologe durch das einsetzende Knattern seines Motorrades.

Kaum gesagt, springt er auf seine Maschine und rast als Sozius durch die ehrwürdige Halle des im Halbdunkel gehaltenen Lesesaals, während ihm sein Schüler verzückt nachschaut.

Die Szene aus Harrison Fords »Indiana Jones IV« mag einigermaßen kurios wirken. Den Aussagen des archäologischen Schatzjägers ist jedoch wenig hinzuzufügen. Childe sollte man lesen, seine Arbeiten sind bis heute von unleugbarer Bedeutung, wenn man die Ur- und Frühgeschichte verstehen will. Vielleicht ja auch deshalb, weil Childe anders als Hargreaves, stets bereit war unorthodox zu denken. Und so leuchtete ihm Mitte der 1920er Jahre auch ein, dass die Gebäude, die er da an der Nordspitze der britischen Orkney-Inseln freilegte zu den Hinterlassenschaften einer egalitär lebenden Kultur gehören könnten.

Etwa zeitgleich suchte Hargreaves gemeinsam mit einem anderen hochrangigen Ausgräber der britisch-indischen Gelehrtenwelt von Ehrgeiz getrieben die Insignien der Herrscher

in Mohenjo Daro und anderen Städten der Indus-Kultur. Wo Menschen leben sollte es also immer Herrschende und Beherrschte geben? Anscheinend war das Hargreaves grundlegende Position, die er nicht bereit war zu verlassen. Und genau deshalb ist ihm Childe vorzuziehen.

In Childes theoretischem Gepäck fanden sich Marx und Engels und deren Sichtweise auf die Geschichte. Das irgendwann, irgendwo Menschen als Gleiche zusammengelebt haben mussten, war für Childe also im Grunde keine Überraschung.

Und noch jemand eilte Childe zu Hilfe: Der vielleicht beste Freund der Archäologen, der Zufall. Der reichte dem begabten Ur- und Frühhistoriker noch vor dessen Geburt in Form eines furchterregenden Schauspiels die Hand, als er 1850 einen brutal wütenden Sturm das Meer vor den Britischen Inseln gegen die Küsten peitschen ließ. Nicht nur Abbrüche waren allerorten die Folge. Das Naturspektakel kostete 200 Menschenleben. An der nordwestlichen Küste der Orkneyinseln riss es ein regelrechtes Loch.

Da, ganz im Gegensatz zu den urkommunistischen Gesellschaften, sich 1850 längst das Prinzip durchgesetzt hatte, welches Land zur Ware machte, war auch ein gehöriger Teil der Küste im Besitz privater Investoren. Einer von ihnen war Sir William Graham Watt. Der im übergroßen Skail House residierende Watt erhielt schnelle Kenntnis von dem verwunderlichen Umstand, dass der Sturm an der Küste Wände aus großen Steinplatten freigelegt habe.

Eines muss man Watt, der sich gern mit besonderen Gästen wie der Ehefrau das unglückseligen Polarforscher Franklin schmückte, lassen: Sein Geist war durchaus rege und so erkannte er schnell die Brisanz dieses Fundes und begann mit Ausgrabungsarbeiten. Was Watt da in die Hände gefallen war, war wie ein Foto aus der Vergangenheit, oder eher wie ein Museum jener Zeit, dass seit Jahrtausenden auf Gäste gewartet hatte.

In den vier Häusern, die Watt ausgraben ließ, fanden sich unzählige Artefakte. Die Häuser selbst waren nach wie vor

bestens in Schuss, so als wartete sie auf Neubezug. Einzig die Dächer hätten ausgebessert werden müssen. Watts Sucht nach privater Aneignung machte jedoch seinem wachen Verstand einen Strich durch die Rechnung. Statt seine Funde fein säuberlich zu dokumentieren und einem Museum und somit der Öffentlichkeit zu übergeben, landete eine ganze Reihe der unersetzbaren Funde zunächst einmal in Watts Herrenhaus. Dort hatten vor ihm Bischöfe der Insel und die Earls von Orkney residiert. Dennoch bleibt es Watts Verdienst, den geheimnisvollen Ort aus der Steinzeit erstmals freigelegt zu haben.

Childe wurde erst gut 40 Jahre nach diesen Ereignissen geboren. Und dann dauerte es noch einmal mehr als drei Jahrzehnte, bis zu einem weiteren verheerenden Sturm, damit Childe endlich auf die Orkney-Inseln eilte.

An der Grabungsstelle hatten die Naturgewalten unschöne Spuren hinterlassen. Gleich mehrere Steinzeithäuser waren zerstört worden. Doch auf der anderen Seite hatten die Naturgewalten die Reste weiterer Häuser von Sand und Erde freigespült. Zwischen 1928 und 1930 erschloss Childe mit seinem Team weitere Teile der Siedlung, die Watt 1850 nur unvollständig ausgegraben hatte.

Was er fand, sucht bis heute seines gleichen. In ihrer Art war die Siedlung von Skara Brae ein Unikat.

Die gefundenen Gebäude hatten nicht nur alle die exakt gleiche Größe, auch ihre Ausstattung war weitgehend gleich. Errichtet wurden sie aus großen kunstvoll aufeinander geschichteten Feldsteinen. Den Abschluss bildeten Dächer, die nicht mehr gefunden wurden, was darauf hindeutet, dass sie aus organischem Material erbaut wurden. Wahrscheinlich wurde ein Gestell aus Holz mit Tierhäuten überzogen.

Kennt man jedoch die Pflanzenwelt der Orkney-Inseln, muss man diese Möglichkeit bezweifeln. Bis heute werden Wälder dort in Tourist*innenführern als Sehenswürdigkeiten angepriesen. Der raue Wind, der salzige Luftmassen über die flachen Inseln weht, macht es Bäumen sehr schwer zu wachsen. Wurde das Dachgestell dann vielleicht aus Treibholz

errichtet? Das jedenfalls spucken die Wellen häufig an den Küstenlinien Orkneys aus. Reicht das, um den Hausbau einer Siedlung zu organisieren? Oder verwendete man vielleicht ein ganz anderes Material? Spendeten vielleicht Wale unfreiwillig ihre Knochen, wenn sie im Meer die Orientierung verloren und angespült wurden?

Und was, wenn die Bewohner*innen Skara Braes gar selbst hinausfuhren und die Meeressäuger zur Strecke brachten? Deren Leiber hinter den klapprigen Booten über die nördlichen, kalten Meere schleppend, wären sie zu dem Strand zurückgekehrt, an dem sich ihre Siedlung befand. Die Gesichter ihrer Liebsten wären voller Erleichterung und Dankbarkeit gewesen, wenn sie von langer Fahrt zurückkamen und eines dieser riesigen Tiere erjagt hätten. Waren solche Jagdzüge also auch die Grundlage für den Bau ihrer Häuser?

Die waren von einem unvorstellbaren Komfort, den man wahrscheinlich kaum mit der Steinzeit in Verbindung bringen würde. In der Mitte des einzigen Raumes lag eine Feuerstelle. In mit Lehm abgedichteten Vertiefungen im Boden schwammen Fische, die gefangen gehalten wurden, um sie zu einem späteren Zeitpunkt frisch zu verzehren.

An zwei Seiten standen mit Steinen errichtete Betten, die wahrscheinlich mit einem Himmel aus Tierfell und Vorhängen ausgestattet waren, um die Wärme auch in kalten Nächten zu halten. Einzige Lichtquelle im Haus war das Loch im Dach, durch das der Rauch des Feuers abzog.

In jedem Haus stand ein baugleiches Regal, welches die Ausgräber*innen finden konnten, weil es aus Stein gebaut war. Der Ikea-Chic der Steinzeit hatte zwei unterteilte Fächer. Selbst ein Wasserklosett fand sich in jedem Haus. Eine Art kleiner Bach schlängelte sich unter den Häusern entlang und transportierte den Unrat von den Wohnstätten weg.

An die Außenwände wurde, wahrscheinlich gegen die unwirtlichen Witterungsbedingungen, Erde angeschüttet, die mit der Zeit auch bewuchs. Eventuell sprossen selbst auf den Dächern Pflanzen. Viele der zwischen den Häusern gelegenen

Gänge waren überdacht. So wirkte Skara Brae wie ein riesiger Ameisenbau.

Die Türen der Häuser konnten von innen verschlossen werden, aber nicht von außen. Wenn man Ruhe finden wollte, vielleicht als Familie, sollte man nicht gestört werden. Verließ man hingegen das Haus, konnte man es sorglos offen stehen lassen. Gestohlen wurde anscheinend nicht.

Dabei fanden die Ausgräber*innen um Vere Gordon Childe durchaus Schmuckgegenstände. Individualität war somit nicht verboten. Aber da alle unter sehr ähnlichen Bedingungen lebten, scheint es so etwas wie Neid oder gar Kriminalität aus Sorge um die eigene Existenz nicht gegeben zu haben.

Die Hausgrößen waren fast identisch. Lediglich in einem zweiten Ausbauschritt findet man Gebäude mit einem größeren Grundriss. Die Ausstattung ist jedenfalls weiterhin dieselbe. Wahrscheinlich deutet die zunehmende Größe eher auf gewachsene Kenntnisse beim Hausbau hin. Man konnte jetzt einfach größere Gebäude errichten. Wieso sollte man es dann nicht auch tun? Anhaltspunkte für eine privilegierte Einwohner*innenschaft findet sich in diesen Häusern nicht,

Die Toten wurden, ähnlich wie in Çatal Höyük, oft im Haus beerdigt. Nur gruben die Bewohner*innen von Skara Brae keine Löcher in den Hausboden. Ihre verstorbenen Angehörigen wurden in den Wänden der Gebäude bestattet.

Die Einwohner*innen der Siedlung lebten vornehmlich vom Ackerbau. Zudem hielten sie Kühe und Schweine. Sie lebten mit dem Vieh jedoch nicht unter einem Dach, was das Risiko der Übertragung von Krankheiten spürbar verringert haben dürfte. Um den Speiseplan etwas aufzubessern gingen die Bewohner*innen von Skara Brae auch zur Jagd.

Werkzeuge wurden aus Feuerstein hergestellt. Ihre Kleidung fertigten sie aus Tierhäuten an. Die Bewohner*innen dürften diesbezüglich über bewundernswerte Fähigkeiten verfügt haben. Nur Waffen, die sich statt zur Jagd zum Töten von Menschen geeignet hätten, Keulen oder ähnliche Gegenstände, fand man im ganzen Bereich der Siedlung nicht. Eben-

so fehlt es an repräsentativen Gebäuden oder an Häusern, die nahelegen würden, dass es in dem Ort Autoritäten oder gar staatliche Behörden gegeben hätte.

Das Leben in Skara Brae dürfte auf wirklich urwüchsige Art egalitär gewesen sein. Die Menschen lebten als Gleiche zusammen. In der Zeit von etwa 3.180 v. u. Z., als die Siedlung gegründet und 2.500 v. u. Z. als der Skara Brae verlassen wurde, gibt es keine Hinweise auf gewaltsame Tötungen, Kriege, Eroberungen oder Ausbeutung. Die Bewohner*innen von Skara Brae lebten derart friedlich zusammen, dass man irgendwann sogar erklärte, es müsse sich um eine auserwählte Schar von Menschen gehandelt haben. Die Idee kam auf, es könne sich um eine Priestersiedlung gehandelt haben. Doch diese Theorie entbehrt jeder Grundlage.

Skara Brae war ein Ort der Gleichen. Und damit auch der Ort an dem das Ungeheuer fehlte. Thomas Hobbes, der englische Staatstheoretiker hatte sich Mitte des 17. Jahrhunderts bemüht die Menschheit eindringlich daran zu erinnern, dass es dieses Ungeheuers, dieses »Leviathans« bedürfe, um den gegenseitigen Massenmord zu unterbinden. Hobbes war in seinem klassischen Werk zur Staatsphilosophie nicht eben kreativ. Er bediente sich gern blumiger Darstellungen aus anderer Feder, um seine Positionen zu untermauern. Die Figur des »Leviathan« klaute er aus der jüdischen Mythologie, wo sie für ein im Meer lebendes Monstrum steht. Und seine grundlegende Annahme über unsere Gattung entstammt einem Satz einer antiken Komödie, in der einer der Helden behauptet, »*homo homini lupus est.*« Was in lateinischer Sprache so viel bedeutet wie »der Mensch ist dem Menschen ein Wolf.«

Für Hobbes war das keine Komödie. Menschliche Wesen hätten einen Hang dafür sich gegenseitig aus dem Leben zu befördern. Im staatenlosen Naturzustand könne man niemandem trauen. Wie Wölfe würden die Menschen aufeinander losgehen. Ob es für Hobbes ein Schock gewesen wäre zu erfahren wie sozial Wölfe im Rudel miteinander zu verkehren pflegen?

Vom Menschen jedenfalls hatte Hobbes keine besonders hohe Meinung. »*Der Ehre und Würde wegen*« lägen Menschen »*in einem beständigen Wettstreit*« miteinander. Alternativlos würden hieraus »*Neid, Hass und Krieg*« folgen, so Hobbes 1651 in seinem »Leviathan.«

Es bedürfe einer »*Gewalt*«, ja einer »*Macht, die jeder Einzelne*« fürchtet, um die fatalen menschlichen »*Leidenschaften durch Furcht vor Strafe gehörig*« einzuschränken, schlussfolgert Hobbes. Dies sei auch der Grund, weshalb Menschen sich überhaupt der »*bürgerlichen Gesellschaft*« unterwerfen würden. Sie hätten schlicht Angst den Kürzeren zu ziehen in jenem »*bellum omnium contre omnes*«, dem »*Krieg aller gegen alle.*«

So müsse nicht nur jede*r Einzelne seine Rechte samt und sonders an eine höhere Macht, »*einen sterblichen Gott*«, den Staat, abgeben, er wolle diesen Schritt sogar gehen, um nicht unter die Räder zu geraten. Dass er dabei jedes Recht auf Widerstand abtrete, sei ihm weniger wichtig, als der Schutz durch das Ungeheuer vor den ungeheuerlichen Taten der anderen, die ihn nach dem Leben trachten würden. Die Thronbesteigung des Tyrannen sei also ausweglos. Aus Furcht voreinander und den in der Realität drohenden Verbrechen müsse man sie eben ertragen oder sogar wollen.

In Skara Brae war das Leben jedoch ein anderes. Es war ein friedvolles Leben unter Gleichen. Zu Hobbes' Darstellungen vom wölfischen Morden passt das so gut wie gar nicht. Oder ist es der sehr wahrscheinlich eher überschaubaren Größe des Ortes Skara Brae zu verdanken, dass es nicht zu Mord und Totschlag gekommen ist? Mehr als 150 Menschen dürften nie in der Siedlung in Küstennähe gelebt haben.

Auch in der Fortsetzung der von Hobbes in seinem »Leviathan« zitierten Zeile aus der antiken Komödie, nach der der »*Mensch des Menschen Wolf*« sei, heißt es, dies sei solange der Fall, wie man sich nicht kenne. Bei etwas mehr als 100 Menschen in einer Siedlung jedoch stellt sich vielleicht nicht unbedingt Gemütlichkeit, aber vielleicht so etwas wie Vertrautheit

ein. Ist das des Rätsels Lösung, die uns erlaubt Hobbes philosophische Aussagen unbeschadet zu lassen? Wahrscheinlich eher nicht.

Noch bevor Skara Braes Einwohner*innen weit im Norden den wenig freundlichen Elementen trotzten, hatten mehrere tausend Kilometer südöstlich Menschen einen Ort ins Leben gerufen, den wir heute Majdanetske nennen. Noch mehr als Skara Brae müssen wir uns bezüglich des Zusammenlebens in Majdanetske mit großen Wissenslücken anfreunden.

Etwa 3.990 v. u. Z. gründeten Menschen von Siedlungen aus einem größeren Umkreis Majdanetske. Die Siedler*innen gehörten der Tripolje-Kultur an, deren Erfolge im Ackerbau es gestattete *»riesige Bevölkerungskonzentrationen«* ins Leben zu rufen, wie Parzinger festhält. Auch ihn wundert in »Die Kinder des Prometheus« der enorme Erfolg der Tripolje-Kultur. Wie *»derartige Ballungszentren ohne Schrift überhaupt organisiert und verwaltet werden konnten«*, ist für ihn bis heute ebenso ein Rätsel wie die genaue zeitliche Abfolge der existierenden Großsiedlungen der »Tripolje-Kultur.«

Eines kann jedoch als gesichert gelten: Majdanetske wurde von seinen Erbauer*innen planmäßig angelegt, wie Johannes Müller im Gespräch mit dem Autor festhält. Der Prähistoriker der Christian-Albrechts-Universität in Kiel war an den Ausgrabungen vor Ort beteiligt.

Die Siedler*innen hätten zunächst einen ovalen Grabenring gezogen und damit ein 200 Hektar großes Gebiet abgesteckt. Groß genug, um darin 200 für internationale Spiele zugelassene Fußballfelder unterzubringen. Die Furche im Waldboden habe keinen Verteidigungscharakter gehabt, sondern *»zur Markierung«* gedient, wie Müller im Gespräch erläutert. Weshalb sie überhaupt diese harte Arbeit auf sich nahmen, verschließt sich den Forschenden bis heute. Man könne nur in den umliegenden Siedlungen einen Bevölkerungsrückgang feststellen. Dabei handelt es sich wahrscheinlich um die Gründermütter und -väter von Majdanetske. Im Grunde hätten sich also, so Müller, *»verschiedene Siedlungen zusammengeschlossen.«*

Alsdann gingen die Umziehenden daran den innerhalb des Ovals liegenden Bereich zu roden. In der Mitte, auf einem großen Platz legten sie mehrere Töpferwerkstätten an, wahrscheinlich noch bevor überhaupt Wohnhäuser errichtet wurden. Damit verpassten sie der Siedlung die notwendige Infrastruktur mit Werkstätten, die für damalige Zeiten als hochmodern gelten müssen. Würden die Siedler*innen in unserer Zeit leben, hätten sie sicherlich Chipfabriken an der Stelle der Töpfereien aus dem Boden gestampft.

Erst dann begann man Wohnstätten zu erbauen. Auch die wurden nicht konzeptionslos in die Landschaft gestellt, sondern *»in konzentrischen Kreisen, orientiert am Graben«,* wie Müller herausstellt, errichtet. Wie Perlen an einer Halskette schnürten die in Richtung des zentralen Platzes kleiner werdenden Ringe die Wohngebäude auf. Planerisch muss der Bau von Majdanetske als absolute Meisterleistung angesehen werden, die selbst mit heutigen Mitteln nur schwer zu bewältigen gewesen wäre. Immerhin schufen die virtuosen steinzeitlichen Planer*innen und Architekt*innen ein Zuhause für unglaubliche 15.000 Menschen. Selbst das anatolische Çatal Höyük war damit um Längen geschlagen!

Was die Menschen hier mit riesigem Aufwand schufen, war eine *»protourbane Siedlung«*, wie Müller sie im Gespräch nennt. Eine Siedlung also, die bereits viel von künftigen städtischen Ansiedlungen vorweg nahm, selbst aber noch keine Stadt war. Anders als eine solche hatte Majdanetske kein ländliches Hinterland. Die meisten Einwohner*innen lebten selbst von der Landwirtschaft. Im Grunde war Majdanetske ein ausuferndes Dorf in dessen konzentrisch aufgereihten Wohnhäusern *»demokratische Verhältnisse«* herrschten, wie Müller erklärt.

Denn neben Werkstätten und Wohnhäusern fand Müllers Team bei den Ausgrabungen auch Häuser, die in keine dieser Kategorien passten. Und auch diese Häuser wirken wie am Reißbrett geplant. Etwa alle 50 oder 60 Wohnhäuser fand man einen Vertreter dieses Gebäudetyps. Etwa ein Drittel der Hausfläche muss überdacht gewesen sein, so Müller. Man

konnte eine zentrale Feuerstelle ausmachen und fand auch Mahlsteine. Gegenstände des täglichen Bedarfs und Werkzeuge fanden sich hingegen nur in den Überresten der Wohnhäuser und Werkstätten. »*Wahrscheinlich fand hier kooperatives Getreidemahlen statt*«, vermutet der Professor aus Kiel zur Bedeutung der eigenwilligen Bauten.

Doch darin dürfte sich die Rolle dieser Gemeinschaftshäuser nicht erschöpft haben, meint Müller. »*Hier wurde miteinander gesprochen und hier wurde gemeinsam entschieden*«, ist er sich sicher. Diese Gemeinschaftshäuser existieren in Majdanetske auf drei Ebenen, eher kleine, mittlere und ein großes. Diese Ebenen stünden jedoch nicht für soziale Ungleichheit, sondern »*für verschiedene Gruppengrößen*«, bilanziert Müller die Ausgrabungsergebnisse.

Hing der Ort der Entscheidung von der Bedeutung der Entscheidung ab? Hätte ein Entschluss auf die gesamte Siedlung Auswirkungen gehabt, hätten die Bäuerinnen und Bauern und Handwerker*innen wahrscheinlich das größte der Gemeinschaftshäuser aufgesucht. Ging es einzig um ihren Stadtteil, dann traf man sich wohl im kleinsten Gemeinschaftsgebäude, das gleich um die Ecke lag.

Rousseau hätte über so viel direkte Demokratie wohl gejubelt. In seiner Vorstellung sollten die Einwohner*innen einer Republik die anstehenden Entschlüsse gemeinschaftlich und direkt fällen. Repräsentation über Wahlen, so wie heute in parlamentarischen Systemen, war Rousseaus ein Graus.

Doch ganz so wie in Rousseaus Vorstellung dürfte es nicht abgelaufen sein. Die größte der Gemeinschaftsbauten bot nicht 15.000 Menschen Platz. Es hätten also nicht zugleich alle Einwohner*innen an einer Entscheidung teilnehmen können. Eine Art von Delegiertensystem muss es also gegeben haben. Vielleicht so etwas wie eine sehr frühe Rätestruktur, in der eine Ebene Vertreter*innen zur nächsthöheren entsendete? Kann man sich Majdanetske so vorstellen?

Soziale Ungleichheiten dürften in Majdanetske keine Rolle gespielt haben, ebenso wenig wie die Existenz einer unhin-

terfragbaren Autorität, eines »*sterblichen Gottes*«, wie Hobbes das genannt hatte. Das hatte die Megasite Majdanetske in der heutigen Ukraine mit Skara Brae aus Orkney gemein. Die Menschen waren gleich und eine staatliche Zwangsinstitution existierte nicht.

Sollte vielleicht darin ein Zusammenhang zu finden sein?

Für Friedrich Engels war die Entstehung des Staates, des Ungeheuers, des »Leviathans« nicht eine Sache des ungehobelten Benehmens der Menschen. Sie resultierte für ihn nicht aus dem Umstand, dass die Menschen sich zueinander wie Wölfe verhielten. Die Voraussetzung zur Entstehung von Staaten, im Sinne von Unterdrückungsorganen, war für ihn die Existenz von Klassen. Eine Gesellschaft, die »*sich in Freie und Sklaven, in ausbeutende Reiche und ausgebeutete Arme hatte spalten müssen, eine Gesellschaft, die diese Gegensätze nicht nur nicht wieder versöhnen konnte*«, sondern sie immer mehr ausprägte, hätte »*einer dritten Macht*« bedurft, die »*scheinbar über den Klassen*« stehen würde, hielt Engels in »Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates« fest.

Diese »*dritte Macht*« habe laut Engels die Aufgabe das Aufeinandertreffen der »*Klassen mit widerstreitenden ökonomischen Interessen*« wenigstens zu dämpfen oder auf den Boden der reinen Ökonomie zu verlagern und damit aus dem politischen Raum zu verbannen. Eine Klassengesellschaft, in der Ausbeutende und Ausgebeutete ohne Pause, täglich aneinandergeraten, wäre nicht existenzfähig. Und so braucht es eine Institution, die dazu in der Lage ist diesen dauernden Konflikt etwas zu entschärfen.

Der Staat, so Engels, sei mitnichten die Verwirklichung einer sittlichen Idee, wie Hegel vermutete, sondern der Beweis dafür, dass sich die »*Gesellschaft in einen unlösbaren Widerspruch mit sich selbst verwickelt*« habe.

Lenin fasste es während des Jahres der Russischen Revolution 1917 in den Satz: »*Der Staat entsteht dort, dann und insofern, wo, wann und inwiefern die Klassengegensätze objektiv nicht versöhnt werden können.*« Für ihn war die Existenz des

Staates der Beweis dafür, *»dass die Klassengegensätze unversöhnlich sind.«* Der Staat ist somit *»ein Organ zur Unterdrückung der einen Klasse durch eine andere.«*

Abschaffen könne man den Staat nicht, sobald er einmal existiere. Man könne aber die Voraussetzungen für die Existenz von Staaten beseitigen: Die Spaltung der Gesellschaft in Klassen. Nach Marx, Engels und Lenin wäre das nur auf revolutionärem Wege möglich. Das Proletariat, formulierten Marx und Engels im »Manifest der kommunistischen Partei«, müssten sich auf revolutionärem Wege der Produktionsmittel, der Maschinen und Fabriken bemächtigen. Das organisierte Proletariat würde dann selbst zum Staat werden, der dann die revolutionären Maßnahmen in Angriff nehmen würde. Zugleich schüfe er damit die Voraussetzung für sein eigenes Absterben. Denn, wenn die Produktionsmittel einmal in gesellschaftlicher Hand sind, würde damit auch die Voraussetzung für die Spaltung der Gesellschaft in Klassen beseitigt sein. Der Staat würde absterben, weil er nicht mehr gebraucht werden würde. An seine Stelle trete die freie, selbstorganisierte Gesellschaft, so wie einst in Skara Brae oder Majdanetske.

Selbst der absterbende Staat wäre kein Staat mehr im eigentlichen Sinne, wie Marx im »Bürgerkrieg in Frankreich« erklärte. Seine Repäsentant*innen wären jederzeit wähl- und abwählbar, ebenso wie sie jederzeit rechenschaftspflichtig wären. Zudem dürften sie keine Privilegien für sich in Anspruch nehmen. In moderne Kategorien gekleidet, verlangten Marxist*innen stets einen Arbeiter*innenlohn für gewählte Verteter*innen.

Wer auch immer in den Gemeinschaftshäusern von Majdanetske Entscheidungen traf, für Privilegien fanden sich bei den Ausgrabungen keine Hinweise. Staaten entstehen nicht, weil Menschen einfach schlecht sind, wie Hobbes meint. Sie entstehen, weil eine Gesellschaft in Arme und Reiche, in Herrschende und Beherrschte gespalten ist und weil die Herrschenden ihre Vorrechte verteidigen wollen. Die Polizei, hat es Engels einmal formuliert, sei ohne den Staat nicht denkbar.

Majdanetske war eine Gesellschaft der Gleichen, einen Staat bedurfte es somit nicht. Die Gemeinschaft konnte sich anscheinend sehr gut selbst organisieren.

Nur warum verschwand sie dann nicht einmal 300 Jahre nachdem die Siedlung so aufwendig ins Leben gerufen worden war?

Auch Johannes Müller kennt darauf keine Antwort. Auffällig sei jedoch der Befund aus dem Boden. Die zuletzt noch etwa 1.700 bewohnten Gebäude wurden gleichzeitig niedergebrannt. Ein aufsehenerregendes Ergebnis! Doch erklärt es nicht was geschehen sein könnte.

Einen Überfall von außen jedenfalls schließt Müller aus. »*Dafür gibt es keine Anhaltspunkte*«, hält er fest. Möglicherweise sei eine Seuche ausgebrochen und man habe die Wohnstätten aus hygienischen Gründen niedergebrannt. Doch solange im Umland von Majdanetske keine Gräberfelder gefunden werden, kann man diese Hypothese nicht bestätigen oder verwerfen.

Noch eine andere Überlegung könnte erklären, weshalb die Bewohner*innen von Majdanetske anscheinend gleichzeitig ihre Gebäude den Flammen übergaben.

So ein Haus könne man schwerlich mit den Häusern von heute vergleichen, erklärt der Professor. In ihnen stecke »*eine ganze Gruppenbiografie.*« In der Vorstellungswelt der Menschen der Jungsteinzeit würden »*Geister und Geschichten*« in ihnen wohnen. Der verstorbene Vorfahr, der irgendwie noch immer in den vier Wänden des Hauses bei seinen Lieben lebt. Würde man als Gruppe an einen anderen Ort weiterziehen, müsste man ein solches Haus bestatten, man könne es nicht sich selbst überlassen. Geschah das in Majdanetske? Bestattete die Gemeinschaft kollektiv ihre Häuser, bevor sie für immer auszog, um an anderer Stelle ihr Glück zu suchen?

Doch, sollte dem so sein, weshalb entschloss sich diese Gemeinschaft zu diesem Schritt? Was brachte sie dazu ein paar wenige Sachen zusammenzusuchen und den Rest hinter sich zu lassen? War das enorme Aufbauwerk der Vorfahren, das

heute Archäolog*innen sehr genau nachweisen können, den Menschen damals nicht mehr bewusst? Fiel es ihnen deshalb leicht zu gehen? Oder trafen sie diesen Entschluss nicht freiwillig? Wurde er vorher lange in den Gemeinschaftshäusern diskutiert? Haben sie ihn wieder und wieder in Debatten gewälzt und sich schließlich zu diesem kollektiven Auszug entschieden oder durchgerungen? War es ihr letzter gemeinsamer Akt oder gestalteten sie ihr Leben an einem anderen Ort weiter gemeinsam? Vielleicht werden wir es nie wissen.

Und Skara Brae? Auch das Drama, welches sich hier abspielte, entzieht sich unserer Kenntnis. Die Vermutungen zur Aufgabe des Ortes sind zahlreich. Die Siedlung lag nicht direkt am Meer, sondern an einem Süßwassersee, der vom Meer durch eine Art natürlich entstandenen Deich getrennt war. Dieser schützte den See nicht nur vor dem salzigen Meerwasser, er hielt den vom Wind aufgewirbelten Sand auch von der Siedlung fern.

Irgendwann brach dieser Deich. Wurde damit das Leben in Skara Brae unmöglich? Wurde das Süßwasser knapp? Oder wehte der Wind Sand in einer Menge in die Gebäude, dass man dort nicht bleiben konnte? Verließen die Bewohner*innen den Ort deshalb etwa 2.500 v. u. Z.?

Auch diese Fragen werden selbst in naher Zukunft schwer zu beantworten sein. Eines beweisen Skara Brae und Majdanetske jedoch deutlich: Staaten, Herrschaft, Unterordnung und Unterdrückung sind zur Etablierung von Gesellschaften nicht nötig. Menschen können friedlich als Gleiche miteinander leben. Das Ungeheuer ist nur ein Ausdruck des Ungeheuerlichen, es verhindert das Ungeheuerliche nicht. Der »Leviathan« wird nötig, wenn die Spaltung einer Gesellschaft in Klassen unüberwindlich wird. Der »Leviathan« ein Angestellter der Herrschenden und wenn es sein muss, wird er für sie seinem Ruf gerecht. Die Herrschenden sind zu vielen Verbrechen bereit, wenn sie ihre Macht dadurch erhalten können.

Sozialer Wohnungsbau am Indus

Die Welt des englischen Ausgrabungsteams war wieder in Ordnung. Jahrelang hatte man in der erbarmungslosen Hitze Indiens in der Erde nach einem Beleg wie diesem gesucht und endlich hatte man ihn gefunden! Eine kleine Statue, leicht genug, um sie in der Hand zu halten, zeigte einen bärtigen Mann. Seine Nasenspitze fehlte, dennoch blickt er erhaben und ehrfurchtgebietend. Das musste er sein, der Herrscher von Mohenjo Daro, jener sagenumwobenen Stadt am mächtigen Indus. Erbaut aus Millionen und Abermillionen gebrannter Ziegel, muss sie um 2.500 v. u. Z. errichtet worden sein.

Endlich, endlich hatte man diese Figur entdeckt. Während Grabungsteams in Mesopotamien und im alten Ägypten massenweise Reichtümer bargen, konnten die circa 1.000 Archäolog*innen und Helfenden, die in Mohenjo Daro arbeiteten, mit nichts dergleichen aufwarten. Zur gleichen Zeit, als Presseberichte die mystischen Funde und Herrscherabbildungen anderer Ausgrabungen thematisierten, konnte man in der Hauptstadt der Indus-Kultur nur mit einer gewaltigen Zahl von aus Lehmsteinen gebauten Häusern aufwarten. Wenig Spannendes schien man zutage zu fördern. Dabei stand man in Wahrheit inmitten einer historischen Sensation, die nur deshalb nicht wahrgenommen wurde, weil man nach Insignien der Macht suchte. Einer der britischen Archäologen, die sich abmühten in Mohenjo Daro Spuren längst verblichener Herrscherhäuser zu finden war jener Harold Hargreaves, dessen Leistungen im Spielfilm »Indiana Jones IV« jenen des marxistischen Archäologen Vere Gordon Childe gegenübergestellt worden waren.

Die Größe der zweigeteilten Stadt ist ebenso atemberaubend wie ihr Luxus, der teilweise selbst mit heutigen Städten mithalten könnte. Eine breite Flutrinne durchzieht die planmäßig errichtete Anlage, die sich beim Ansteigen des Indus füllt. Um nicht permanent Hochwasser in den Straßen stehen zu haben, wurde unter der Stadt ein sechs Meter hoher Sockel aus Ziegeln aufgetürmt.

Die sind an sich ein Meisterwerk der Bautechnik. Normiert sind sie wie heutige Ziegel. Aber damals waren sie eine Art Wunder: Während in Ägypten unter Schwerstarbeit von Sklav*innen riesige Steine zu Pyramiden aufgetürmt wurden, griff man in Mohenjo Daro zu den handlichen Klinkern und baute daraus eine ganze Stadt für etwa 40.000 Menschen.

Eine so fortschrittliche Leistung konnte oder eher musste durch einen König oder eine aristokratisch herrschende Schicht hervorgebracht worden sein. Nur fand man, trotz intensiver Suche, keine Anhaltspunkte für diese Art von Regierung. Da schien die gefundene Figur beinahe so etwas wie ein sanfter Lichtschein am Horizont. Und da man sich schwerlich entscheiden konnte, ob es sich nun um einen Priester, einen religiösen Würdenträger, oder einen König, einen weltlichen Herrscher, gehandelt haben mag, bastelte man kurzerhand den Begriff Priesterkönig.

Michael Janßen sieht den Sachverhalt anscheinend etwas anders. Der deutsche Architekturhistoriker, der jahrelang in der Stadt archäologische Forschungen betrieb, hält die Abwesenheit repräsentativer Prunkbauten und großer Tempel, wie er einmal in einem Interview mit dem Fernsehsender Phoenix erklärte, für bemerkenswert. So etwas wie ein Herrschersitz war auch nach Jahren der Forschung schlicht nicht auszumachen.

Parzinger glaubt in »Die Kinder des Prometheus« an *»eine zentrale ordnende Macht«* in der Indus-Kultur. Doch wie diese ausgesehen hat, ist weiterhin nicht klar. Janßen glaubt in erwähntem Interview an direkte Entscheidungen durch die Stadtgesellschaft. Ein autokratischer Herrscher an der Spitze

Mohenjo Daros oder gar der gesamten Induskultur kommt für ihn nicht infrage.

Statt großer herrschaftlicher Gebäude für Wenige, statt vor Reichtum platzender Paläste erbaute man in Mohenjo Daro lieber geräumige und lebenswerte Wohnstätten. Auch gegenüber dem Journalisten Michael Stührenberg hatte Janßen für eine Ausgabe der »PM History« die Ergebnisse seiner Grabungen eindrucksvoll zusammengefasst: Während in Ägypten *»Zigtausende Menschen jahrelang schuften«*, nur, *»um ihrem pharaonischen Gottkönig ein Grabmal zu errichten«*, hätten *»am Indus geniale Stadtplaner eine neue Wohnkultur – für die Lebenden«* erdacht. Und die kam, seinen Worten zufolge *»ohne Paläste, ohne Tempel«* aus.

Grundlage des Wohnungsbaus in Mohenjo Daro war der Ziegel, dessen Länge die doppelte Breite und die vierfache Höhe maß. Die Ziegel waren derart fein gearbeitet, dass bei seiner Verarbeitung kaum Fugen entstanden und sie vielfach selbst heute noch ideal ineinander passend die früheren Gebäude der Stadt anzeigen.

Das typische Wohngebäude in Mohenjo Daro verfügte über einen großen Eingang. Der lag nicht an einer der bis zu sechs Meter breiten Hauptstraßen, die das Stadtgebiet schnurgerade durchliefen, sondern an einer der schmalen und damit schattigen Nebenstraßen. Zunächst betrat man einen Vorraum, von dem aus man in einen Innenhof gelangte, an dem aufgereiht die weiteren Zimmer des Hauses lagen. In den meisten Innenhöfe der Gebäude fanden sich Brunnen, die die Häuser mit Frischwasser versorgten.

Jedes Gebäude war an Wasser- und Abwasserleitungen angeschlossen, die getrennt voneinander den Haushalt versorgten. Durch diese Trennung wurde die Ausbreitung von Seuchen verhindert. Noch um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert starben in Hamburger Arbeiter*innenvierteln Menschen, weil sie mit Choleraerregern aus Abwässern in Berührung kamen, die ins Frischwasser gelangt waren. In Mohenjo Daro – 2.500 Jahre v. u. Z. - war dieses Szenario undenkbar.

Dafür fand man in den Häusern eine Toilette mit Wasserspülung. Getrennt hiervon befand sich im Haus ein Badezimmer mit Abfluss und eine Küche. Jedes Haus verfügte zudem über zwei Schlafzimmer. Im Grunde bedeuteten diese Wohnverhältnisse einen unfassbaren Luxus für alle.

Auch sonst war die Stadt bis ins Detail durchdacht. Die Straßen und Gassen legten sich wie ein Netz rechteckiger Felder über das Stadtgebiet, das in drei Bereiche eingeteilt war: Die Oberstadt, die anscheinend als Verwaltungszentrum fungierte und in der man neben einem riesigen Kornspeicher auch die Reste des Großen Bads fand. Möglicherweise war das Große Bad auch ein Ort religiöser Zeremonien.

Einen weiteren Bereich stellten die Wohnquartiere dar, von denen man die Werkstätten wiederum räumlich trennte. Wollte man sich mit dieser Einteilung vor Lärm und Gestank schützen?

Nur eines mag die Betrachtenden von heute verwundern: Sightseeing dürfte den Besucher*innen der Stadt schnell langweilig geworden sein. Herausragende Baudenkmäler fehlen in der ganzen Stadt und es scheint sie niemals gegeben zu haben. Den politischen, repräsentativen oder privaten Sitz eines Herrschers konnte man bislang nicht finden und es sind berechtigte Zweifel angebracht, ob es so etwas in Mohenjo Daro jemals gegeben hat.

Mitunter waren einige Wohnhäuser etwas größer, ob das auf gesellschaftliche Ungleichheiten hindeutet, ist eher zu bezweifeln. Genauso gut könnte es sein, dass diese Unterkünfte für größere Familien reserviert waren.

Ringsum Mohenjo Daro finden sich auch heute noch Überreste von Bewässerungsanlagen. Wahrscheinlich sorgte man mit viel Aufwand dafür, dass die Felder in der Umgebung der Metropole bis zu dreimal jährlich abgeerntet werden konnten. Die Stadt war eine blühende Großstadt mit guter Versorgungslage.

Der Handel scheint zentral überwacht worden zu sein. Im gesamten Gebiet der Indus-Kultur fanden dieselben Maße

und Gewichte Anwendung. Eine Leistung, die in Deutschland erst im Laufe des 19. Jahrhunderts seine Wiederholung fand.

Gehandelt wurde entlang des gesamten Indus und weit darüber hinaus. Bis auf die arabische Halbinsel und weit nach Asien hinein sollen Händler*innen der Indus-Kultur unterwegs gewesen sein. Ihr bevorzugtes Mittel dürfte das Segelschiff gewesen sein. Der Indus ist tief und breit genug, um ihn auf solche Weise zu befahren. Der Transport geht schnell und es können große Lasten über weite Strecken transportiert werden.

Versehen waren die Handelsgüter der Indus-Kultur mir geheimnisvollen Zeichen über deren Bedeutung bis heute hartnäckig gestritten wird. Für einige Forscher*innen handelt es sich gar um eine Schrift, deren Entschlüsselung uns nur noch nicht geglückt ist.

Noch etwas besticht in der Indus-Kultur. Trotz zahlreicher Ausgrabungen an insgesamt inzwischen über 1.500 Stellen findet man in der Indus-Kultur keine Waffen, die den Zweck der Tötung von Menschen gehabt haben dürften. Über so etwas wie eine Armee scheint die noch immer geheimnisvolle Indus-Kultur nicht verfügt zu haben. Hunderte Jahre hindurch lief das Zusammenleben anscheinend sehr friedlich ab.

Doch weshalb verschwand die Indus-Kultur? Eine abschließende Erklärung dafür gibt es nach wie vor nicht. Auch die Aufgabe der Hauptstadt Mohenjo Daro um 1.800 v. u. Z., nach etwa 700jährigem Bestehen, gibt weiterhin Rätsel auf.

Führten geologische Veränderungen zu einer Austrocknung der Felder im Hinterland von Mohenjo Daro? Die Landwirtschaft wurde in der Indus-Kultur auf sehr moderne Art betrieben. Selbst Heilkräuter wurden in großem Stil angebaut, was auf einen enormen medizinischen Wissenszuwachs hindeutet, wie Parzinger schreibt. Geriet sie irgendwann an ihre Grenzen?

Michael Janßen hat bei seinen zahlreichen Ausgrabungskampagnen Anhaltspunkte für ein Erdbeben gefunden, welches die Landwirtschaft um Mohenjo Daro weitgehend un-

möglich gemacht haben könnte. Anscheinend verlegte diese Katastrophe den Flusslauf des Hakra, der für die Bewässerung der Felder unverzichtbar gewesen war.

Im Leben der Menschen in der Hauptstadt der Indus-Kultur muss sich in den letzten Jahrzehnten der Stadt Dramatisches abgespielt haben. Plötzlich wurden die Werkstätten – entgegen aller bisheriger Gewohnheit – in den Wohnvierteln gebaut. An den untersuchten Skeletten aus jener letzten Phase der Besiedlung Mohenjo Daros konnte eine deutliche Zunahme von Gewaltvorfällen nachgewiesen werden. Verlor sich die friedliche Indus-Kultur in ihrer Schlussphase in Brutalität?

In seinem Aufsatz über die Friedhöfe einer anderen Stadt der Induskultur berichtet M. A. Halim nicht allein über die Friedhöfe von Harappa, sondern auch über in Mohenjo Daro gefundene Tote. Mehr als 70 Leichen wurden unbestattet im Stadtgebiet entdeckt. »*Vielleicht*«, so vermutet Halim, »*wurde die Stadt aufgrund einer Notlage verlassen und niemand blieb zurück, der sich um die Toten hätte kümmern können.*«

Für den Einfall feindlich gesonnener Heere finden sich keine Anhaltspunkte. War trotz der hohen hygienischen Standards eine Seuche ausgebrochen? Ließ man infizierte Menschen in Panik auf den Straßen sterbend zurück? Man wird die Fragen vielleicht nie beantworten können. Eines jedoch ist sicher: Mohenjo Daro, der »Hügel der Toten«, wie der Name, den der Ort in der Neuzeit erhielt, übersetzt wird, gilt bei den Bewohner*innen der Indusregion bis heute als verflucht.

Und noch eines dürfte als sicher angesehen werden können. Wen auch immer die Figur darstellen soll, den das britische Archäolog*innenteam in den 1920er Jahren aus dem Boden holte, ein »Priesterkönig« war er wohl eher nicht. Im ganzen Gebiet der Induskultur gibt es keine weiteren solcher Funde.

Die Indus-Kultur dürfte trotz ihrer enormen Leistungen eher egalitär verfasst gewesen sein. »Trotz« ihrer Leistungen? War vielleicht der Umstand der Gleichheit eher die Voraussetzung für die enormen Leistungen der Kultur? Konnten

die luxuriösen Wohnbauten vielleicht erst deshalb geschaffen werden, weil man gut und gern auf den Bau von Pyramiden und Schlössern verzichtete? In jedem Fall konnte man die menschliche Arbeitskraft auf diese Weise sehr viel gewinnbringender einsetzen.

Doch vielleicht ist die Indus-Kultur gerade deshalb in Vergessenheit geraten. Die aktuelle Geschichtsschreibung verneigt sich nach wie vor vor den Leistungen hierarchischer Gesellschaften. Pharaonen haben den Tod noch so vieler Sklav*innen zu verantworten, ihre Pyramiden und Prunkbauten werden bis heute bewundert. Die Indus-Kultur, die ein größeres Gebiet umfasste als Ägypten und Mesopotamien zusammen, wirkt mit ihren bewundernswerten Wohnstätten weniger anziehend. Aber wieso eigentlich? Vielleicht ja auch, weil bis heute die Frage steht, in welcher Weise man den gesellschaftlich erwirtschafteten Reichtum einsetzen sollte.

Dass man ihn für den Bau gemütlicher Wohnungen für alle einsetzt, dürfte eine Idee sein, die all denen, die sich den Hauptteil dieses Wohlstands aneignen, nicht eben gefallen dürfte. Vielleicht jedoch könnte es eine Vorstellung sein, die der weit überwiegende Teil der Bevölkerung als nachahmenswert empfindet.

Die Selbstherrlichkeit der Pharaonen liegt dem Selbstverständnis der Herrschenden einer Welt, in der acht Menschen die Hälfte des weltweit angehäuften Reichtums besitzen, näher als die luxuriösen Wohnungen Mohenjo Daros. Wahrscheinlich finden sich auch deshalb Rekonstruktionen dieser Wohnpaläste in keinem Geschichtslehrbuch. Bilder der Pyramiden hingegen schon.

Herrschaft der Männer

Im westlichen Schwarzmeerraum tauchte in der Mitte des 5. Jahrtausends vor unserer Zeit eine Kultur auf, die extrem reich war. Ihre Keramik war glänzend poliert und dürfte, anders als die der Bandkeramischen Kultur, auf einer Töpferscheibe hergestellt worden sein. Die Archäolog*innen verliehen der Kultur den Namen der Stadt, in deren Nähe man in den 1970er Jahren die ersten Gräberfelder gefunden hatte – Varna.

Die Untersuchung der zwischen 4.600 und 4.200 v. u. Z. auf dem Gebiet des heutigen Bulgariens bestatteten Skelette förderte die Spuren einer Gesellschaft zutage, die hierarchisiert war. Doch die Gräber zeigten nicht nur unübersehbare Unterschiede zwischen Arm und Reich, sondern auch zwischen Frauen und Männern.

Zwar wirkten die Wohnsiedlungen nach wie vor *»egalitär«*, wie Hermann Parzinger in »Die Kinder des Prometheus« schreibt. Hingegen finde man in den *»Gräbern jener Zeit durchaus erste Anzeichen dafür, dass bestimmte Personen durch besonders hochwertiges Zubehör ihren Rang kundzutun suchten.«* Gerade in den Gräbern der Männer lagen Statussymbole wie Geräte aus Kupfer und aus Edelmetall gefertigte Gegenstände. Die Gräber von Kupferschmieden wurden besonders prunkvoll ausgestattet. Im Varna der Kupferzeit genossen diese Handwerker einen hohen sozialen Status, was damals gleichbedeutend mit großem Reichtum war. Die Gesellschaft von Varna war stratifiziert, die Menschen lebten in armen und reichen, beherrschten und herrschenden Klassen.

Parallel hierzu entwickelte sich die Spaltung der Geschlechter. Männer wurden ausgestreckt auf dem Rücken liegend und

Frauen in der Hockerstellung auf der rechten Seite liegend beerdigt. Diese *»geschlechtsdifferenzierten Bestattungen«* hat Slawomir Kadrow in seinem Aufsatz »Kupferzeitliche Sozialstrukturen« eindrucksvoll beschrieben. Den Gräbern der Männer wurden, so Kadrows Schilderung, *»Steinbeile und deren Nachahmungen, Armbänder aus Spondylus-Muscheln und Marmor, Geweihartefakte und andere Knochenobjekte«* beigegeben. In späteren Phasen gesellten sich auch Tongefäße wie *»Schalen, Vasen und Ständer sowie massive Kupferarmbänder«* hinzu.

Nicht allein das Geschlecht der Bestatteten lässt sich aus den Grabbeigaben ablesen. Auch die soziale Stellung der jeweiligen Person verraten die Grabbeigen sehr genau. *»Zu der höheren ›Schicht‹«*, erklärt Kadrow in erwähntem Artikel, *»gehörten Männer mit Spondylus-Schmuck und Tierschädeln als Beigabe sowie mit zahlreichen Tongefäßen bestattete Frauen.«*

Mit den Funden bei Varna, erklärt Julia Koch im Gespräch mit dem Autor, seien *»das erste Mal«* patriarchale Strukturen wirklich *»greifbar.«* Und das obwohl erst etwa 12 Prozent der gefundenen Gräber in Artikeln ausgewertet seien, wie die Seite der Universität Tübingen verrät. Was man über Varna weiß, spricht dennoch eine deutliche Sprache.

Man wisse, erklärt Julia Koch im Gespräch, dass es irgendwann zur Durchsetzung des Patriarchats gekommen sei. Dem sei eine Phase des egalitären Zusammenlebens der Geschlechter vorangegangen. Zwischen beiden läge ein *»schleichender Übergang.«* Nur wann die Zeit der Geschlechtergleichheit endete und wann das Patriarchat einsetzte, sei kaum auszumachen, so Koch. *»Es fehlt an Schrift- und auch an Bildquellen«*, hält die auf dem Gebiet der Ur- und Frühgeschichte habilitierte Wissenschaftlerin fest.

In Varna dürfte das Kind längst in den Brunnen gefallen sein. Doch woher kam die Ungleichbehandlung der Geschlechter, wenn doch die Gleichheit von Frauen und Männern auch nach der neolithischen Revolution noch lange kein Ende fand? Glaubt man Friedrich Engels, trugen auch

egalitäre Gesellschaften *»die allgemeinen ökonomischen Bedingungen«* in sich, die deren Zusammenleben mehr und mehr untergruben.

Bereits die Gesellschaften des *»alten Kommunismus«*, wie Engels sie genannt hatten, trugen also den Keim für die spätere Hierarchisierung, für gesellschaftliche Ungleichheiten, für Unterdrückung, für – im Endeffekt das Patriarchat – in sich?

Gehen wir zurück zu den egalitären Bäuerinnen und Bauern in Europa, zur Bandkeramischen Kultur. Sie war ohne Zweifel egalitär, auch bezüglich der Rolle der Geschlechter. Dennoch hatten Frauen und Männer verschiedene Aufgaben zu bewältigen. Anscheinend wurde die Einhaltung dieser Rollen rigide durchgesetzt. Hier lag der Keim der Spaltung zwischen den Geschlechtern, der nach dem Ende der Bandkeramiker*innen aufzugehen schien.

Schon für die Zeit der Bandkeramischen Kultur ist die Patrilokalität anhand von Strontiumisotopenanalysen der gefundenen Skelette nachgewiesen. Der Mann blieb am Ort, die Frau heiratete in eine andere Familie ein und musste damit die ihren und auch das Dorf, in dem sie aufgewachsen war, verlassen. Was zunächst sinnvoll war, weil es den Austausch zwischen den Siedlungen ermöglichte und vielleicht sogar das friedliche Zusammenleben sicherte, entwickelte sich zumindest in den zeitlich nach den Bandkeramiker*innen auftretenden Kulturen über die patrilineare Vererbung zu einer der Wurzeln des Patriarchats.

Damit, dass die Frau ihr Dorf verließ, der Mann jedoch am Ort blieb, erschienen Haus, Vieh und Ackergeräte an ihn gebunden zu sein. Nur wurde die Beziehung zum Haus immer bedeutender. Es bot Schutz, dort verstaute man die erwirtschafteten Vorräte und dort hatten die Vorfahren gelebt. Die Frau trat in die Verbindung als die Besitzlose ein. Mehr und mehr dürften diese ökonomischen Gegebenheiten die gesellschaftliche Stellung der Frau geschwächt haben.

Mehr und mehr wurden Haus und Vieh zum Besitz des Mannes. *»Was vielen nicht bewusst ist«*, erklären Carel van

Schaik und Kai Michel in ihrem lebendig geschriebenen Buch »Die Wahrheit über Eva«, *»Privateigentum ist eine menschheitsgeschichtlich junge Erfindung und deshalb alles andere als selbstverständlich.«* Auch im Übergang von der Jungstein- zur Kupferzeit setzte sich dieses Konzept nur allmählich durch. Der Gedanke der Vererbung erschien den Zeitgenoss*innen anscheinend lange Zeit eher sonderbar. Dennoch setzte sich die Innovation des privaten Eigentums mehr und mehr durch. Aber gerade seine Durchsetzung schwächte den gesellschaftlichen Stand der Frauen erheblich.

Und noch etwas änderte sich auf drastische Art: Die Entstehung von Eigentum ließ die Mitmenschen nicht mehr als Freund*innen erscheinen. Die Gemeinschaft hatte dem Menschen stets Schutz geboten. Kollektivität war der Garant für Erfolg und die Versorgung aller. Das verkehrte sich nun auf drastische Weise ins Gegenteil. Statt Hilfe – wie in den Zeiten vor der Etablierung von Eigentum – musste man von *»den Anderen«* nun den Zugriff auf die angehäuften Ressourcen erwarten. Statt Vertrauen begann Angst zu regieren; statt Solidarität Konkurrenz.

Solidarität hatte die Eingeheiratete kaum zu erwarten, wie van Schaik und Michel festhalten. Ganz im Gegenteil: Das *»Klischee der bösen Schwiegermutter«* stamme aus diesen Tagen. Das Interesse der Mutter des Ehemannes habe darin gelegen, so van Schaik und Michel, *»dass ihr Sohn möglichst viele Kinder bekommt.«* Damit waren die Aufgaben der Eingeheirateten klar umrissen. Mit »*Solidarität unter Frauen«* sei »*im Allgemeinen kaum zu rechnen*«, halten die Autoren von »Die Wahrheit über Eva« fest und umschreiben damit das tragische Schicksal vieler Frauen, die in andere Familien eingeheiratet hatten.

Es ist gruselig sich die Beziehung zwischen Ehefrau und Schwiegermutter vorzustellen. Da ist die Frau, die ihre eigenen Töchter wegschicken musste und deren Söhne bis auf einen das Haus verlassen hatten. Und dann kommt eine junge, unbekannte Frau aus einem anderen Dorf in das angestammte

Heim, in das einst auch sie eingeheiratet hatte. Welches Rechte hatte diese Frau dort zu bestimmen und zu entscheiden? Für beide dürfte die Situation alles andere als angenehm gewesen sein.

Schwiegermutter und Ehemann entwickeln das gemeinsame Interesse an einem großen Familienzuwachs. Jedes geborene Kind ist eine zukünftige Arbeitskraft. Aber auch ein Esser. Somit sollen die Kinder allein die biologischen Nachkommen des Ehemanns sein. Die Kontrolle der Sexualität der Frau ist die unbedingte Folge der Patrilokalität und der sich mehr und mehr herausbildenden Vererbung anhand der Vaterlinie. Die Männer hatten ein Interesse an strikter Monogamie, »freilich nur für die Frauen«, wie Engels bemerkt.

Beherrscht und kontrolliert, wird die Frau zur Ware. Ihre Heirat bedeutet den Verlust der Arbeitskraft für das abgebende Dorf. Die aufnehmende Siedlung muss diesen Verlust kompensieren, *»was allmählich zur Herausbildung des Brautpreises führt«*, wie van Schaik und Michel schreiben.

Die Frau wird zur Ware, ihre Freiheit ist deutlich eingeschränkt, doch es kommt noch weitaus dicker. Während Wildbeuterinnen etwa alle vier Jahre ein Kind gebären und sich in der Zeit zwischen den Kindern körperlich erholen können, erlaubt das sesshafte Leben, inmitten von Tieren schnellere, aufeinanderfolgende Schwangerschaften. Milch von Ziegen und Kühen kann die der Frauen ersetzen. Die Stillzeiten werden kürzer, zugleich gilt es die Notwendigkeit der Verfügbarkeit von Arbeitskräften für die Zukunft zu sichern. Häufige Schwangerschaften sind die Folge.

Mit dem Einsetzen der Bronzezeit wird zudem die Ernährung der Frauen deutlich schlechter. Wahrscheinlich müssen sie sich von den Resten der Männer ernähren. Wie Forscherinnen nachgewiesen haben, veränderten die Lebensbedingungen der Frauen auch ihren Körperbau. Die Becken wurden breiter. Zugleich wurden die Frauen immer schwächer: Schlecht ernährt, durch häufige Schwangerschaften belastet wurde die Schilderung vom schwachen Geschlecht zur selbst-

erfüllenden Prophezeiung. Ebenso wie die Mär vom kräftigen und beschützenden Mann. Wer schlecht ernährt, von Arbeit und dauernden Schwangerschaften ausgezehrt ist, der kann schwerlich eine Kämpferin sein. Dass Frauen nicht naturgegeben dem Mann unterlegen sind, beweist auch die 2020 in den Anden gefundene Jägerin, von der schon die Rede war.

Die Herausbildung des Privateigentums an Produktionsmitteln durch Gewöhnung und Tradition wurde somit zum Ausgangspunkt für die Unterdrückung der Frauen, die Entstehung des Patriarchats, wie es Engels in seinem »Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates« beschreibt. Zugleich war die Entstehung des Privateigentums an Produktionsmitteln auch der Ausgangspunkt für die Schichtung der Gesellschaft, für Misstrauen und Furcht voreinander.

Gerda Lerner sah das anders. Die 2014 verstorbene Erforscherin der Frauengeschichte war 1939 aus Österreich emigriert. Die Jüdin musste wie so viele andere vor den Nazis fliehen. Ihrer Meinung nach war nicht die Erfindung des Privateigentums die Voraussetzung für die Entstehung von Klassengesellschaften und in der Folge auch der Unterdrückung der Frauen. Vielmehr habe die *»Aneignung der sexuellen und reproduktiven Kapazität der Frauen durch die Männer«* historisch vor der Entstehung des Privateigentums gelegen. Doch auch sie glaubte, dass die Durchsetzung des Patriarchats ein Prozess war. Nur fehlt der auslösende Faktor. Eigneten sich die Männer die *»sexuellen und reproduktiven Kapazitäten«* der Frauen einfach so an?

Nicht wenn es nach Christine Thomas geht. Die englische Sozialistin ist Mitglied im Vorstand der Socialist Party in England und Wales und untersucht seit Langem die Ursachen für Frauenunterdrückung. Auch sie steht Engels' »Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates« nicht unkritisch gegenüber. Engels Schrift will sie als *»Produkt seiner Zeit verstanden«* wissen, hält sie in ihrem 2015 erschienen Aufsatz »Friedrich Engels und die Befreiung der Frau« fest. Im 19. Jahrhundert sei die Schrift *»voller Sprengkraft«* gewe-

sen. Mit seinem Buch habe Engels *»die herrschende Ideologie, die die Institutionen der kapitalistischen Gesellschaft für universell und naturgegeben erklärte«* hinterfragt und das sei ihr großer Verdienst.

Nur hätten mehr als 100 Jahre archäologischer Forschungen auch gezeigt, dass Engels Buch sachliche Fehler enthalte. So seien seine Vorstellungen von *»ungehemmter Promiskuität«* und *»Blutverwandtschaftsfamilie«* nichts als *»reine Spekulation.«* Ebenso hält Thomas unter Bezug auf verschiedene Archäolog*innen fest, dass Engels' Überzeugung matrilineare Gesellschaften seien stets den patrilinearen vorausgegangen, nicht zutreffend ist. Anders als seine Position zur Existenz egalitärer Gesellschaften in der menschlichen Ur- und Frühgeschichte. Die sieht Thomas als weitgehend bestätigt an.

Trotz aller Fehler im Detail habe *»die generelle Stoßrichtung der Engelsschen Argumentation ihre Gültigkeit behalten.«* Die Entstehung des Privateigentums an Produktionsmitteln habe eben auch die Unterdrückung der Frauen nach sich gezogen. Oder, um bei unserem Beispiel zu bleiben: Der Mann, der das Haus besitzt, kontrolliert die Frau, die in die Familie einheiratet. Für Thomas bleibt daher die Überführung der Produktionsmittel in Gemeineigentum die Voraussetzung für die Lösung *»der Probleme, mit denen Frauen in der Gesellschaft konfrontiert sind.«* Nur dann, so Christine Thomas' Überzeugung, würden *»die persönlichen Beziehungen von den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zwängen«* befreit sein. Die Abschaffung des Privateigentums an Produktionsmitteln wird damit zur Voraussetzung für die Wiederherstellung der Gleichberechtigung der Geschlechter.

Das Schlachten beginnt

Die Rufe ihrer Anführer sind längst verklungen. All die Versprechungen, die man ihnen gemacht, all die Drohungen, mit denen man sie behelligt hat - all das ist längst vom Wind über die Ebenen Mecklenburg-Vorpommerns getragen worden. Die Angst und der Hass dieser Männer, ihre Gedanken und Hoffnungen, die großen Ideen, für die man sie sterben ließ – all das ist längst vergessen. Ihre Namen werden wir niemals kennen und niemals wissen, ob ihre Lieben umsonst auf sie warteten. Wir wissen es nicht und wir kennen auch nicht die Gründe, aus denen heraus 1.300 v. u. Z. an der Tollense nach archäologischen Schätzungen 4.000 Menschen mit Beilen, Pfeil und Bogen, mit Keulen und Lanzen aufeinander losgingen. Ja, wir wissen noch nicht einmal welche Heere sich hier eine erbarmungslose Schlacht lieferten.

Was von den Ereignissen im Tollensetal bleibt ist das, was immer wieder nach so vielen Kriegen geblieben ist. Ein Feld bedeckt mit Leichen und ein Kopfschütteln darüber wie es nur soweit hatte kommen können. Armknochen, in denen noch immer Pfeilspitzen stecken. Schädel, die klaffende Löcher zeigen, zertrümmerte Beckenknochen, gebrochene Schienbeine und Rippen, von Archäolog*innen angelegte Suchschnitte,[10] in denen ein wildes Gewirr tausender Knochen ausgegraben wird. Was sich um und in dem durch das Land mäandernden Fluss Tollense findet, lässt einem das Blut in den Adern gefrieren.

10 **Suchschnitt:** Grabungsmethode, bei der an der Stelle, wo Funde im Boden vermutet werden, gegraben wird. Ziel ist es, Aufschluss über die Größe der Fundstelle, Abfolge von Schichten usw. zu erlangen

Ein aufgeschütteter Pfad durch morastigen Boden und ein Damm, der durch den Fluss führte, sie konnten zweifelsfrei nachgewiesen werden. Ging es etwa um diesen Weg durch Sumpf und Fluss? War er der Grund für hundertfaches Leid? Wie auch immer die Antworten auf diese Fragen lauten, 1.300 v. u. Z. hielt der Krieg nördlich der Alpen Einzug. Entstanden war diese Heimsuchung jedoch früher und an anderer Stelle. Kein Wunder, der Mensch ist ein kriegerisches Wesen.

Das sehe er ganz und gar nicht so, erklärt David Noack im Gespräch. Der Doktorand der Universität Mannheim und Mitarbeiter der Rosa-Luxemburg-Stiftung hat sich mit den Ursachen von Kriegen in seiner wissenschaftlichen Arbeit auseinandergesetzt. In bewaffneten Konflikten gehe es um *»Macht und Einflusssphären.«* Entscheidend für den Ausbruch von Kriegen sei nicht einfach der Mensch, sondern immer *»gesellschaftliche Bedingungen.«* Noack ist davon überzeugt, dass *»wir es solange weiterhin mit Kriegen zu tun haben werden, solange es gesellschaftlich darum geht, Reiche reicher zu machen.«*

Steckt hierin der tiefere Grund von Kriegen, die wir Menschen führen? Margaret Mead, eine US-amerikanische Anthropologin veröffentlichte ausgerechnet 1940 einen Artikel mit dem Titel *»Kriegsführung ist nur eine Erfindung – keine biologische Notwendigkeit.«* Damals verwandelte der Eroberungsfeldzug der Nazis, der vielfach als Vernichtungskrieg geführt wurde, den europäischen Kontinent in eine Trümmerwüste. Mead weigerte sich dennoch das menschliche Wesen für das massenweise Morden verantwortlich zu machen. Aber wenn nicht darin, worin liegt der Krieg dann begründet?

Gute 5.500 Jahre dürfte es her sein, dass im heutigen Grenzgebiet zwischen dem Irak und Syrien die Einwohner*innen einer ganzen Stadt um ihr Leben fürchteten. Tausende große und kleine Kugeln aus Lehm regneten auf die Befestigungsanlagen der Metropole nieder. Die Ausgrabungskampagnen seit 1999 förderten hunderte Exemplare dieser absolut tödlichen Munition zutage. Wahrscheinlich von hölzernen Schleudern

abgefeuert, schlugen sie in die drei Meter dicke Mauer, die die Stadt wie ein eiserner Ring umschloss, ein. Vor der Befestigungsanlage fanden Archäolog*innen die Reste von Geräten zur Herstellung dieser Geschosse. Und in der Stadt die Auswirkungen dieser Waffe: Geborstene Gebäude, zerschlagene Wände.

In Auswertung seiner Grabungskampagnen sagte der leitende Archäologe Clemens Reichel schon 2007 dem Nachrichtenmagazin »Spiegel«, er könne sich *»die Verzweiflung dieser Menschen vorstellen«*, die in Hamoukar um ihr Leben bangten. Der Forscher vom Orient-Institut der University of Chicago hatte innerhalb der Stadt gar eine Munitionsfabrik gefunden. Auch sie stellte Lehmkugeln her. Die Verteidiger schleuderten diese auf das Heer der Belagerer. Es sollte ihnen nicht helfen. Ob zufällig oder als Beleg ihrer enormen Feuerkraft zerstörten die Angreifer das Depot in Hamoukar und begruben die Produktion unter den Trümmern des Gebäudes.

Irgendwann, nach Tagen oder erst nach Wochen des erbarmungslosen Bombardements, gaben Hamoukars Mauern nach. Sie brachen unter der Last der tausendfachen Einschläge, dann fluteten die feindlichen Heere die Stadt und machten sie dem Erdboden gleich. Auf Gnade brauchte man nicht zu hoffen. Hamoukar ging in Blut und Feuer unter. Die Zerstörungen waren total.

Mit der Schlacht um Hamoukar hätten wir *»das älteste bekannte Beispiel eines Angriffskrieges vor uns«*, verkündete Reichel 2007 der »Zeit.« Und auch dieser Krieg trug schon die Züge der tausenden, die ihm folgen sollten: Leiden mussten vor allem die, die kein Interesse an diesem Krieg hatten. Die Zivilist*innen, die diesem Waffengang zum Opfer fielen, dürften sich diesen Irrsinn wohl kaum gewünscht haben. Aber wer war dafür verantwortlich?

Vieles deutet auf eine riesige Stadt im fruchtbaren Süden des Zweistromlandes hin: Uruk. Entstanden vor etwa 6.000 Jahren, war Uruk etwas Neues. Es war eine wirkliche Stadt mit einem landwirtschaftlich geprägten Hinterland. Gut 40.000

Menschen lebten hier dicht an dicht. Und unleugbar hob sich eine Herrscherschicht von der Gesellschaft der Stadt ab.

Wie genau es dazu kam, ist schwer zu sagen. Hatte es mit den regelmäßigen Überschwemmungen zu tun?

Die Bäuerinnen und Bauern bestellten weite Felder mit Weizen und Gerste. Doch jedes Frühjahr traten Euphrat und Tigris über die Ufer. Ihr Schlamm legte sich wie eine Decke über die Felder. Immer wieder verlegten die Flüsse ihren Lauf ganz.

Es war Segen und Fluch zugleich. Der Schlamm der Flüsse erwies sich als fruchtbarer Boden, der den Anbau letzten Endes erleichterte. Doch er wird auch die Existenz ganzer Bauernfamilien zerstört haben. Machte dieser Umstand wiederum andere Bäuerinnen und Bauern zu Siegern in einem vielleicht erst gar nicht unbedingt spürbaren Wettstreit? Forderten die Übervorteilten gleiche Rechte oder Kompensation?

Erinnern wir uns, was hatte Engels in »Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates« geschrieben? Der Staat sei *»keineswegs eine der Gesellschaft von außen aufgezwungene Macht«*, sondern das *»Produkt der Gesellschaft auf bestimmter Entwicklungsstufe«*, die sich *»in einen unlösbaren Widerspruch mit sich selbst verwickelt«* habe. Nicht zu versöhnende Klassengegensätze drohten die gesamte Gesellschaft *»in fruchtlosem Kampf«* zu gefährden. Und so werde eine *»scheinbar über der Gesellschaft stehende Macht nötig«*, so Engels, *»die den Konflikt dämpfen, innerhalb der Schranken der Ordnung halten«* könne.

Wünschten sich die Herrschenden erstmals aus Angst vor den weniger erfolgreichen und verarmenden Bauern eine solche Macht, die die *»Konflikte dämpfen«* solle? Organisierten sie sich als diese sich *»mehr und mehr entfremdende Macht«*, die sich über die Gesellschaft stellte? Vieles spricht dafür, dass der Staat als Unterdrückungsorgan hier seinen Anfang nahm.

Der Bau komplexer Bewässerungssysteme wurde nötig, um die Erträge der Landwirtschaft stabil zu halten. Und wieder waren die Einen erfolgreicher als die Anderen. Er-

folgreich und weniger erfolgreich, das hieß bald schon reich und arm. Die Einen hatten etwas, die Anderen wollten etwas, oder brauchten etwas. Und wieder wurde staatliche Macht als scheinbar notwendig empfunden, um sich verschärfende Konflikte zu *»dämpfen.«*

Klimatische Wandlungsprozesse brachten manche Missernten mit sich. Und plötzlich sollte nun Buch über das geerntete Getreide geführt werden. Welcher Bauer lieferte welche Menge Korn? Sie tauschten das Korn nicht mehr selbst gegen andere Waren. Stattdessen trugen sie es in die Stadt, wo es Beamte in Empfang nahmen und Menschen dazu anstellten, das Korn in große Behälter zu füllen, auf die Siegel gepresst wurden. Die Beamten, allesamt Männer, versahen die Säcke und Keramikbehälter mit geheimnisvollen Zeichen. Wahrscheinlich haben viele Bauern deren Bedeutung nicht einmal verstanden. Doch die Beamten verstanden. Sie führten penibel Buch, auch das zeigen uns die Funde aus Uruk. Sie wussten genau wie viel Getreide abgeliefert worden war.

> *»Im Besitz der öffentlichen Gewalt [...]«,* hält Engels fest, *»stehn die Beamten nun da als Organe der Gesellschaft über der Gesellschaft.«*

Da war er also, der *»der Schmarotzerauswuchs ›Staat‹, der von der Gesellschaft sich nährt und ihre freie Bewegung hemmt«*, wie Marx Jahrtausende später in seinem »Der Bürgerkrieg in Frankreich« dieses Herrschaftsorgan charakterisierte. Die Reichen von Uruk und ihr Staat mit seinen Beamten lebten von fremder Arbeit. Doch sie schafften es, es so aussehen zu lassen, als wären sie nicht »Schmarotzer«, sondern ein Geschenk. Und sie taten dies mit einem Zynismus, den sich die Herrschenden vielfach bis heute erhielten.

Aus Uruk sind uns Tafeln geblieben, die von diesem Zynismus künden. Darauf sind zahlreiche Berufsgruppen vermerkt, wie Ingo Schrakamp 2014 in einer Ausgabe von dctp. TV zu Protokoll gibt. Der Mitarbeiter des Instituts für Altorientalistik an der Freien Universität in Berlin erklärt bei dieser

Gelegenheit, dass diese Berufe nicht als gleichwertig galten. Zwischen Handwerker*innen, Bauarbeiter*innen und Bäuerinnen und Bauern, beispielsweise, gab es zahlreiche Abstufungen. Das Leben in Uruk spielte sich in klar vorgegebenen Hierarchien ab.

Die meisten Einwohner*innen waren abhängig Beschäftigte, wie Schrakamp erklärt. Meistens arbeiteten sie auf Liegenschaften, die man – gemessen mit heutigen Maßstäben – wohl als Tempel ansehen muss. Dort wurden sie für ihre Arbeit auch entlohnt. Anhand der schriftlich festgehaltenen Listen erhielten sie je nach Ansehen ihres Berufs Wolle, Öl, Mehl, Bier und andere Waren.

Dabei richtete sich die Größe der Rationen nicht allein nach der Tätigkeit, sondern auch nach Alter und Geschlecht der Bedachten. Die Herrschenden Uruks stellten dieses System gerade für sehr arme Menschen als Segen dar. Schließlich sorgte es für eine Grundversorgung aller. »*Zum ersten Mal gab es ein soziales Netz*«, gab auch Schrakamp in einer Ausgabe der »PM History« von 2021 zum Besten. Ohne Existenz einer herrschenden Klasse und ihres Staates wäre das jedoch kaum nötig gewesen. Schließlich hatte die Menschheit über hunderttausende Jahre hinweg die Versorgung auch klar benachteiligter Mitglieder der Gesellschaft selbst organisiert. Sie hatte das »*soziale Netz*« von allein aufgespannt. Man denke nur an die Wildbeuter*innen, an Neandertaler*innen und den Homo erectus, die Menschen mit schweren Einschränkungen teilweise über Jahrzehnte pflegten.

Doch in Uruk lagen die Dinge anders: Die Solidarität unter den Unterdrückten ist eine Gefahr für die Unterdrücker*innen. Wollen sie ihre Herrschaft sicherstellen, gilt es die Beherrschten zu spalten, sie untereinander aufzuwiegeln. Das verhindert, dass sie sich gemeinsam wehren. Die Abstufungen in den Werten der Berufe führte sehr wahrscheinlich zu genau dieser Spaltung.

»*Das stehende Heer und die Polizei*«, schreibt Lenin 1917 in »Staat und Revolution« während er sich vor eben dieser

Polizei auf der Flucht befindet, *»sind die Hauptwerkzeuge der Gewaltausübung der Staatsmacht.«* Und so finden sich auf den Berufslisten von Uruk auch Aufseher, die die Aufgabe haben, die Arbeit der Bäuerinnen und Bauern zu überwachen. Uruk war ein Regime, an dessen Spitze ein zugleich weltlicher und geistlicher Herrscher stand. Die Ausübung der Religion war nicht mehr die Sache aller. Einige beanspruchten nun für sich einen besonderen Zugang zu den Göttern zu haben. Und auch die ernährten sich von fremder Arbeit.

Während in Arbeiter*innenvierteln von Uruk die Hersteller*innen von Keramik schufteten und die Behältnisse wie am Fließband arbeitsteilig produzierten, genossen die Reichen Uruks die Monumentalbauten im Stadtzentrum, in deren Gärten und Höfen Mauern besondere Bereiche für Wohlbegüterte abtrennten. Vor den Begehrlichkeiten der Armen durch Aufseher gut geschützt, konnten sie ihrem Leben nachgehen. Und das kannte, verglichen mit dem Leben in armen Stadtteilen, jeden Luxus.

Und da der Mangel im Leben der Armen regierte, waren Streitereien, Konflikte und Diebstähle keine Seltenheit. Und wieder konnten die Herrschenden den Staat als Heilsbringer darstellen. Schützte denn der Aufseher nicht vor dem skrupellosen Nebenmann und der gewieften Nebenfrau, die die eigene Versorgungslage mit Betrügereien und Diebstählen aufbesserten. *»Wenn die Waren knapp sind, müssen die Käufer Schlange stehen. Wenn die Schlange sehr lang wird, muss ein Polizist für Ordnung sorgen«*, wird Leo Trotzki in den 1930er Jahren über die Entstehungsbedingungen der Bürokratie in der stalinistischen Sowjetunion schreiben. Dabei kann man diese Zeilen fast ohne Ergänzung auch auf Uruk übertragen. Dass genau diese Herrschaft der eigentliche, der wirkliche Betrug war, übersahen das die Lohnabhängigen und Armen in Uruk?

Vielleicht müsste man die Frage anders stellen. Wäre Hobbes durch diese Viertel gelaufen und hätte verkündet, dass *»der Mensch dem Menschen ein Wolf«* sei und es deshalb

des Staates und dessen »*Macht, die jeder einzelne*« fürchtet, bedürfe, hätten sich nicht Viele gefunden, die ihm geglaubt hätten? Wenn er dort inmitten der Beherrschten erklärt hätte, dass die menschlichen »*Leidenschaften durch Furcht vor Strafe*« im Zaum gehalten werden müssten, hätten da eventuell nicht Wenige zugestimmt? Und hätten ihm nicht die Herrschenden Uruks voller Begeisterung Beifall gespendet?

Wenn die Existenz des Staates in Uruk nötig erschien, dann nicht, weil »*der Mensch dem Menschen ein Wolf*« ist, sondern weil die Menschen in Uruk durch die Herrschenden gespalten worden waren. Nicht mehr Kooperation bestimmte das Leben, sondern Konkurrenz. Die Angst vor dem Anderen. Die Spaltung nach Beruf und Geschlecht, nach Alter und Grad der Verwertbarkeit. Die Macht der Herrschenden, hat Engels einmal geschrieben, sei nicht das Ergebnis von Raub und Gewalt, sondern das Ergebnis von »*Freiwilligkeit und Gewöhnung.*« Und wenn die Herrschaft einer Klasse einmal existiert, dann kann man sich nur schwer eine andere Art zu leben vorstellen.

Selbst in den Geschichten, die man sich in Uruk am Abend erzählte, verdrängten die Ideen von Herrschaft und Staat mehr und mehr die Ideen von Freiheit und Gleichheit. Man fand in ihnen die Hoffnung auf einen gerechten Herrscher. Etwas Anderes, eine Welt ohne Herrschaft, ohne privilegierte Klassen und ohne Staat konnte man sich kaum mehr vorstellen.

Das berühmte Gilgamesch-Epos, die älteste geschriebene Geschichte der Welt, berichtet auf elf Tafeln in Keilschrift von einem sagenumwobenen König der Stadt Uruk. Der habe die Ausschweifungen geliebt und sein Volk geknechtet. Erst als die Frauen der Stadt die Götter um Hilfe baten und diese Eukidu zur Erde sandten, besann sich Gilgamesch. Denn wollten beide auch erst gegeneinander kämpfen, schlossen sie doch Freundschaft. Ihre gegenseitige Achtung und Zuneigung, vertieft in miteinander durchlebten Abenteuern, ging so weit, dass Gilgamesch nach dem durch die Götter beschlossenen Tod Eukidus die Insignien seiner Macht von sich warf und sich auf die Suche nach dem ewigen Leben machte. Eine, sicher allerdings nicht die

einzige Lehre dieser Erzählung, ist die Einsicht in den Umstand, dass es kein herrschaftsfreies Leben, aber die Hoffnung auf gerechte Herrscher und ein Umdenken allzu brutaler Potentaten geben kann. Die herrschende Kaste saß fest im Sattel. Oder, um es mit einem vereinfachten Rückgriff auf Karl Marx zu formulieren, die ökonomische Basis schafft sich ihren Überbau.

Zu den Produktions- und Verteilungsverhältnissen passte die Herrschaft einer kleinen Schicht und diese schuf sich eine Kultur, die ihre Herrschaft nicht infrage stellte. In einem System, in dem eine herrschende Kaste den Zugang zur ökonomischen und politischen Macht und zur Kultur monopolisiert hat, wird man manchmal sogar schwer Erzählungen finden, die diese Macht erschüttern werden.

Und die Herrschenden Uruks hatten den Zugang zur Kultur in der Hand. Aus den geheimnisvollen Zeichen auf den Getreidesäcken und Keramikbehältern wurde langsam, Stück für Stück eine Schrift. Geschriebene Sprache überlieferte denn auch das Gligamesch-Epos, welches zuerst nur mündlich weitergegeben worden war. Ob es während der ausschließlich mündlichen Weitergabe nicht vielleicht sogar ganz anders ausgesehen haben könnte, bleibt eine wohl nicht zu beantwortende Frage.

Die Macht der Herrschenden in Uruk beruhte auf ihrem ökonomischen Erfolg. Der hing in Uruk jedoch maßgeblich vom Handel ab. Ringsum die Stadt gab es kaum Bodenschätze. Als besonders begehrt galt Obsidian, dieses überaus feste Glas, welches Ergebnis vulkanischer Prozesse ist. In der ausgehenden Jungsteinzeit, beim Übergang in die Metallzeiten, wurde Obsidian gern zur Herstellung von Klingen verwendet. In Hamoukar gab es reichlich Obsidian. Nur hatte es auch Hamoukar einführen müssen. Wahrscheinlich aus dem Gebiet der heutigen Türkei. Hamoukar lag an einer der damals bedeutendsten Handelsstraßen. War das das Todesurteil der Stadt? Zogen die Truppen Uruks aus, um diesen Handelsknotenpunkt zu zerschlagen? Clemens Reichelt von der University of Chicago glaubt fest daran.

Sollte er mit seinen Forschungsergebnissen richtig liegen, dann passte die Existenz Hamoukars der herrschenden Elite Uruks nicht in den Kram. Erstmals artete die ökonomische Konkurrenz zweier Metropolen in einen organisierten Waffengang aus. Uruks Sieg über Hamoukar war die Schwelle, über die diese Stadt gehen musste, um so etwas wie ein »Global Player« der damaligen Zeit zu werden.

Die Schlacht von Hamoukar war also ein Krieg um Reiche reicher zu machen, wie David Noack von der Rosa-Luxemburg-Stiftung verallgemeinernd den Nutzen von bewaffneten Konflikten im Gespräch zusammengefasst hatte.

In seinem »Anti-Dühring« hatte Engels die Existenz des Mehrprodukts zur Voraussetzung von Unterdrückung erklärt. *»Wie kam der Robinson dazu, den Freitag zu knechten?«* fragte Engels auf diesen Seiten in Anspielung auf einen zu seiner Zeit sehr populären und schon alten Abenteuerroman von Daniel Defoe. Die Unterdrückung sei nicht einfach so aus Freude am Herrschen entstanden, sondern weil *»Freitag mehr Lebensmittel durch seine Arbeit erzeugt, als Robinson ihm geben muss, damit er arbeitsfähig bleibe.«* Folglich steigt der Reichtum Robinsons zu Ungunsten Freitags. Die Herrschaft der Ausbeutenden setze, so Engels, *»beim Unterjocher die Verfügung voraus über die Arbeitsmittel.«*

Somit sind die Einen gezwungen Waren zu produzieren, die die Anderen, die Ausbeuter nutzen können, um ihren Reichtum weiter zu vermehren. Der Austausch, so Engels ersetze Stück für Stück die *»naturwüchsige Arbeitsteilung«*, immer ungleicher werdender *»Vermögensstand der einzelnen Gemeindemitglieder.«*

Wie auf dem Reißbrett hatte Engels die soziale Entwicklung Uruks gezeichnet, als er die generelle Entwicklung hin zur Klassenherrschaft skizzierte. Und diese herrschende Klasse benötigte zum Erhalt ihrer Macht den ökonomischen Erfolg. In einer rohstoffarmen Region konnte dies auf die Dauer nur durch den militärischen Angriff auf einen Konkurrenten möglich werden, wollte man nicht auf der Strecke bleiben. Pe-

ter Taffe, politischer Sekretär der Socialist Party in England und Wales benannte in seinem Aufsatz zu »Marxismus und Zweitem Weltkrieg« die Ursachen von Kriegen als *»in der kolossalen Entwicklung der Produktivkräfte«*, also der *»Organisation von Arbeit, Wissenschaft und Technik«* begründet. Der Krieg gegen Hamoukar war ein Ausdruck der enormen Dynamik Uruks.

Er wurde im Namen und für die Interessen der Herrschenden Uruks geführt, egal was auch immer sie innerhalb der eigenen Mauern erzählt haben mögen, um ihren Ausfall eine scheinbare Legitimation zu erteilen. Für die Beherrschten läuft der Sieg egal welcher Seite in einem solchen Ringen auf die *»hoffnungslose Wahl zwischen zwei Trachten Prügel hinaus«*, wie Rosa Luxemburg 1915 über die trügerischen Erwartungen der Führer der Arbeiter*innenorganisationen fast aller am Ersten Weltkrieg beteiligten Nationen schrieb.

Auch das war vor 5.500 Jahren schon nicht anders als später während des Ersten Weltkriegs oder heute. In jedem Krieg gibt es Gewinner*innen und Verlierer*innen und niemals zählen ganze Nationen, Stadtstaaten oder Ethnien zu den Gewinner*innen. Wirklich gewonnen haben in Kriegen zu allen Zeiten die, die an diesen Kriegen verdienen. Ob sie ihren Profit nun aus der Eroberung von Handelswegen und Obsidian oder aus Öl und dem Zugang zu Meerengen schlagen mögen. Seit 5.500 Jahren werden Kriege in deren Namen begonnen.

Auf dem flachen Land Mecklenburg-Vorpommerns kam der Krieg 1.300 v. u. Z. an. Der Übergang über die Tollense weckte die Begehrlichkeiten der Einen und das Besitzstandsdenken der Anderen. Oder war es doch ganz anders? In den letzten Jahren entstand die Frage, ob es sich bei den Toten von Tollense vielleicht eher um die Opfer von Wegelagerei gehandelt haben könnte. Zumindest vertritt Detlef Jantzen, Leiter des Dezernats für Archäologie im Landesamt für Kultur und Denkmalpflege in Mecklenburg-Vorpommern, diese Idee. Selbst, wenn sie sich als wahr erweisen sollte, sprechen die Befunde eine deutliche Sprache: Weit über 100 Tote, die man

bislang identifizieren konnte, bezahlten die Folgen ungleicher Reichtumsverteilung mit dem Leben.

Welche der Theorien als korrekt angesehen werden muss, ist eine Frage, die wir vielleicht auch wegen der Ungleichverteilung von Reichtum in unseren Tagen schwer beantworten können. Bei der Erforschung des Schlachtfeldes in Tollense fehlte es in den letzten Jahren schlicht immer wieder an Geld. Im nordöstlichsten Bundesland gibt es keinen einzigen angestellten Unterwasserarchäologen mehr, was ein Ergebnis einschneidender Einsparungen ist. Bei der Erforschung eines Gebietes, durch das sich ein Fluss schlängelt, erweist sich das als unübersehbarer Nachteil. Die im Wasser gemachten Funde stammen allesamt von ehrenamtlichen Helfer*innen, die über das Bundesland eine Grabungserlaubnis erhielten und mit Sonden und Saugern dem Flussbett zu Leibe rücken.

Ebenso bleiben archäologische Arbeiten in Syrien und im Irak, die weitere Klarheit in die Entwicklung von Uruk, Hamoukar und anderen Stadtstaaten der Region bringen würden, einstweilen unmöglich. Nicht nur das, die bereits ausgegrabenen Teile Uruks verwittern zusehends. Der Menschheit droht der Verlust eines unwiederbringlichen Erbes.

Ursächlich hierfür sind die Kriege und Bürger*innenkrieg in der Region. Die, so scheint es mehr und mehr, liegen nicht im menschlichen Wesen, sondern folgen aus der Spaltung unserer Gesellschaft in Herrschende und Beherrschte. Insofern kann man der von Margaret Mead gewählten Artikelüberschrift nur zustimmen, der Krieg ist keine biologische Notwendigkeit.

Aber stimmt das wirklich? Immerhin sind Schimpansen, unsere nächsten Verwandten, auch alles andere als friedliebend.

In den 1970er Jahren machte die Primatenforscherin Jane Goodall im Nationalpark von Gombe in Tansania eine Entdeckung, die ihr die Sprache verschlug. Sie beobachtete dort zwei Schimpansengruppen, die wenige Jahre vor Beginn von Goodalls Studien aus einer Gemeinschaft hervorgegangen

waren. Ab 1974 begann die Kasekela-Gruppe Überfälle auf die Kahama-Gruppe. Die Angriffe waren ausgeklügelt und zeugten von unbestreitbarem strategischem Geschick. Die Bilder und Filmaufnahmen dieses Krieges sind nur schwer zu ertragen. Schimpansen, die am Boden liegen und voller Angst, aus tiefen Wunden blutend, schmerzerfüllt kreischen. Zahlenmäßig überlegene Männchen, die über ihnen stehen und sie erschlagen oder tot beißen. Vier Jahre dauerte es, bis die Kahama-Gruppe weitgehend ausgelöscht und ihr Territorium von der Kasekela-Gemeinschaft übernommen worden war. Die sah sich danach ihrerseits den Attacken einer dritten Gruppe gegenüber. Den einen letzten Krieg, der alle Kriege für immer beendet, scheint auch bei unseren Verwandten eine trügerische Hoffnung zu sein.

Und nicht nur das. Menschen und Schimpansen teilen sich 98,5 Prozent der Gene. Wenn es in ihrem Wesen steckt Kriege zu führen, steckt der Drang zum Ausüben tödlicher Gewalt im Kollektiv dann nicht auch in uns? Der Schimpansenkrieg, das Schlachtfeld von Tollense, der Dreißigjährige Krieg, der Erste und der Zweite Weltkrieg… Alles scheint zusammen zu passen. Wir können dem Fluch unserer Verwandten nicht entkommen. Sie sind nicht nur nicht besser als wir, sie haben uns evolutionär geprägt, uns das Morden in die genetische Wiege gelegt.

In ihrem Artikel zu »Lethal intergroup aggression leads to territorial expansion in wild chimpanzees« (»Tödliche Aggression unter den Gruppen führt bei wilden Schimpansen zu territorialer Expansion«), erschienen 2010 auf »Science Direct«, halten die Autoren John C. Mitani, David P. Watts und Sylvia J. Amsler fest, dass die Ergebnisse Aufsehen erregen würden, weil sicherlich Parallelen zu Aggressionsverhalten von Menschen hergestellt werden würden. Dabei seien Ursachen und Funktionen der Aggressionen zwischen Schimpansengruppen weiterhin unklar, so die Autor*innen. In ihrem Aufsatz hatte sich das Trio auf den Schimpansenkrieg von Gombe in den 1970er Jahren bezogen.

Claudio Tennie von der Universität Tübingen hat bis 2017 in der Primatenkooperationsforschung gewirkt. Nur leider sei die Kooperationsforschung wenig kooperativ, wie Tennie gleich zu Beginn unseres Gesprächs vorausschickt.

Ja, die Schimpansen legten mitunter ein aggressives Verhalten an den Tag, weiß er zu berichten. Sie würden sogar sehr strikte Hierarchien bilden und innerhalb der Gemeinschaft durchsetzen. Das sei bei den Bonobos, den Zwergschimpansen, nicht anders. Sie als die »Hippies der Affenwelt« zu bezeichnen, wie es hin und wieder geschehe, empfindet Tennie als unpassend, wie er erzählt.

Den Grund für die Überfälle auf andere Schimpansengruppen sieht Tennie in einem allzu natürlichen Bedürfnis begründet. »*Territoriale Expansion bedeutet auch mehr Futter*«, so Tennie. Schimpansen würden ihr Revier sogar regelmäßig ablaufen und so kontrollieren. Den Job würden vorrangig die Männchen, nur selten die Weibchen übernehmen.

Das alles sei nachgewiesen. »*Aber was erfahren wir damit über den Menschen?*« fragt Tennie rhetorisch. Im Grunde gar nicht viel. Woher sollte man denn wissen, was man davon übertragen könne? Nur weil zwei Affenformen sich auf eine bestimmte Weise verhielten, könne man kaum Rückschlüsse auf den Menschen ziehen. »*Einer von zwei*«, erklärt er in der Forschersprache, »*bedeutet nicht viel.*« Könnten wir weit mehr als zwei Affenformen untersuchen, die in ihren Genen dem Menschen ähneln, könnte man vielleicht eher Rückschlüsse auf menschliches Verhalten ziehen. Unter den gegebenen Umständen ginge das kaum.

Zudem würden sich Bonobos und Schimpansen in ihrem Verhalten auch noch deutlich voneinander unterscheiden. Zwischen verschiedenen Bonobo-Gruppen, die sich treffen, würde es eher friedlich bleiben. »*Da kommt es auch manchmal zum Sex*«, erläutert Tennie. Die verschiedenen Verhaltensweisen seien eventuell in unterschiedlichen Ernährungsgrundlagen zu suchen.

Noch etwas verhindert die Übertragung des Verhaltens der Schimpansen auf uns Menschen. Man könne noch nicht einmal verlässliche Stammbäume bilden, skizziert Tennie die Situation und legt ein Gedankenexperiment dar: Was, wenn die Art, bei der die Trennung in die Linie, die sich zum Menschen entwickelte und die, die sich zu den Primaten entwickelte, ein ganz ruhiges und friedliches Wesen gewesen sei? Dann würde das Verhalten der Schimpansen rein gar nichts aussagen, außer über die Schimpansen selbst. Nur fehle eben auch diese Information.

Der Schimpansenkrieg von Gombe, die 98,5 Prozent gemeinsamer Gene, all das ist nicht von Bedeutung, wenn man das Verhalten des Menschen, wenn man die Gründe von Kriegen verstehen will. Die soziologische Analyse unserer Gesellschaft scheint da weit interessanter und deren Ergebnis ist unmissverständlich, es sind Klassengesellschaften, die Kriege führen und Kriege gab es erst nach dem Entstehen von Klassen.

Nur, wenn all das so ist, wieso haben das dann unsere Vorväter und -mütter zugelassen? Wieso haben sie sich nicht gewehrt? Wieso haben sie nicht *»die Pfähle ausgerissen«*, die den Zaun stützten, der das Land einiger Besitzender abteilte, wie es Rousseau formuliert hatte? Wieso haben sie das Entstehen einer abgehobenen Klasse zugelassen?

Feuersbrunst

Es ist schwer sich dieses Szenario vorzustellen, das im Südosten des heutigen spanischen Staates vor 3.500 Jahren ablief: Die vor Hitze flimmernde Luft, in der Asche von den Hügeln schwebte und sich auf die immer weniger ertragreichen Felder senkte. Besonders nachts, wenn die Temperaturen wenigstens etwas fallen, dürften die Brände auf den Anhöhen beeindruckend, ja vielleicht auch etwas beklemmend gewesen sein. Dann wird man die Flammen in der weithin baumlosen Landschaft kilometerweit gesehen haben. Und am Tage werden die Rauchsäulen weit in den Himmel hinaufgeragt sein.

In den Bränden schmolzen die Träume einer durch Schrecken herrschenden Klasse dahin. Einer Klasse, die zu diesem Zeitpunkt, in dieser Gegend der Welt, irgendwie plötzlich daherkam. Die auf Anhöhen riesige Städte erbauen ließ, die Zehntausende Menschen in einem Flächenreich von der Größe Baden-Württembergs beherrschte. Die mit drei Meter dicken Mauern befestigten Städte voller herrschaftlicher Architektur und engen, ärmlichen Wohnvierteln wirken wie unangebrachte Importware. Kamen die Herrscher El Argars vielleicht wirklich aus dem Nahen Osten, wo vergleichbare Staaten existierten?

Noch weit mehr Fragen verbinden sich mit diesem eigenartigen Reich: Nachdem es 1880 von den Brüdern Louis und Henry Siret zufällig entdeckt worden war, kamen die Grabungen nach dem Sieg Francos[11] über die Spanische Revolution in

11 **Franco und Spanische Revolution:** Francisco Franco (1892 – 1975). Zwischen 1936 und 1975 faschistischer Diktator des spanischen Staates. Er putschte als hochrangiger Militär mithilfe der faschistischen Staaten Deutschland und Italien gegen die gewählte Volksfrontregierung, bestehend aus linken Republikanern, Sozialdemokraten und Stalinisten. Als Reaktion erhoben sich die Massen in Spanien gegen den Putsch (Spanische Revolution), bildeten bewaffnete Einheiten und Räte und gingen in ihren Forderungen weit über das Programm der Volksfrontregierung

der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre für sehr lange Zeit zum Erliegen. Fürchtete sich der faschistische Diktator vor dem, was sich da im Boden befand?

Wieso verschwand dieses Reich etwa 1.500 v. u. Z. wieder? Sang- und klanglos wurde es von der Landkarte getilgt. War das das Bild eines gesellschaftlichen Konkurses? Oder steckte mehr dahinter? Verschwand El Argar vielleicht nicht einfach?

Von Hause aus waren die aus Belgien stammenden Gebrüder Siret Bergwerksingenieure. Allerdings schlug ihr Herz für die Archäologie. Man hatten ihnen während eines Spanienaufenthalts erzählt, auf dem Hochplateau von El Argar seien Gräber zu finden. Sofort machten sich die beiden daran Ausgrabungen zu beginnen und wurden fündig. Die Siedlung, die sie in unerträglicher Hitze fanden war etwa 4.000 Jahre alt. Zudem stießen sie auf der Hochebene auf zahlreiche Skelette. Die Kultur, die sie da entdeckt hatten tauften sie nach dem Fundort »El Argar.«

Etwa 2.200 v. u. Z. begann man auf dem Gebiet des späteren Reiches mit der Herstellung von Bronze. Normalerweise wird hierzu geschmolzenem Kupfer Zinn beigegeben. In den Schmieden von El Argar mischte man hingegen Quecksilber unter. Diese Art der Bronzeerzeugung war schädlich für die Gesundheit, doch für die Herrschenden von El Argar war das körperliche Befinden ihrer Untertanen kaum von gesteigertem Interesse. Die Grundlage ihres erschütternd opulenten Reichtums war die Bronzeherstellung, nichts durfte das gefährden. Auch keine Skrupel bezüglich der Folgen für die Arbeiter*innen in den Bronzeschmieden.

Gedankenlos ließen die Herrschenden El Argars ganze Wälder roden. Mit dramatischen Folgen für sie selbst, die aber auch bis in die heutige Zeit zu spüren sind und die uns alle treffen.

---

hinaus, die den Kapitalismus unangetastet lassen wollte. Mit Unterstützung aus Moskau, unterdrückte die Volksfrontregierung der Revolution auf ihrem Gebiet. In der Folge verlor die Volksfrontregierung bis 1939 den Bürger*innenkrieg gegen Franco, der sich – unterstützt von mehreren NATO-Staaten – bis 1975 an der Macht hielt.

Über das Leben in El Argar malen die gefunden Gräber ein deutliches Bild. Etwa 50 Prozent der Toten waren auf der Seite liegend in Hockestellung entdeckt worden. Bei ihnen fand man keinerlei Grabbeigaben. Wahrscheinlich gehörten sie zur bäuerlichen Unterschicht und ihre Angehörigen waren derart verarmt, dass sie ihren Lieben keine Beigaben auf die letzte Reise hätten mitgeben können.

Bei etwa 40 Prozent der Toten fanden sich zumindest kleine Beigaben. Sie dürften einer Art frühem Proletariat angehört haben. Zumindest legen genauere Untersuchungen ihrer Skelette das nahe. Nur etwa 10 Prozent der Beerdigten hatte man in der El-Argar-Kultur eine prunkvolle Mitgift ins Grab gelegt. Sie dürften der herrschenden Klasse angehört haben.

Bestattet wurde jedoch nur zu bestimmten Zeiten oder in bestimmten Situationen. In allen sozialen Klassen fehlen Gräber. Man kann die Entwicklung keiner Schicht lückenlos anhand der im Boden gefundenen Skelette nachvollziehen. Weshalb das der Fall ist, ist unklar. Ebenso wie der Grund für das Fehlen von Tempeln. Auch religiöse Bauten wurden bislang nicht gefunden.

Auffallend sind die Unterschiede zwischen den Gräbern von Frauen und Männern. Die Frauengräber waren im Schnitt weitaus reicher bedacht worden. Ein Indiz dafür, dass Frauen in El Argar mehr zu sagen hatten. Wahrscheinlich, so vermuten die Forschenden, wurde der Besitz matrilinear vererbt, entlang der Mutter-Tochter-Linie.

Die herrschende Klasse lebte anscheinend in den Siedlungen auf den Anhöhen. Neben El Argar wurden in den letzten Jahrzehnten auch La Bastida und La Almoyola ausgegraben. Zurzeit konzentrieren sich die Archäolog*innen auf Murcia.

Die Städte erfüllten den Zweck von Zentren in ihren Gebieten. Sie sicherten wahrscheinlich die Herrschaft in den jeweiligen Regionen ab. La Almoyola kann man den Funden nach als Hauptstadt der El-Argar-Kultur betrachten. Dort stießen die Wissenschaftler*innen auf eine Halle mit einem Grundriss von etwa 70 Quadratmetern. In der Mitte müssen Säulen

das Dach gestützt haben. Rings um den Saal lief eine steinerne Bank, die immer höher wurde. Der höchste Punkt am Ende scheint als eine Art Thron gedient zu haben. Es dürften 55 Menschen in dieser Halle Platz gefunden haben.

Tagten dort hohe Würdenträger? Die ersten Repräsentant*innen der herrschenden Klasse El Argars? Zeigte der Platz auf der Schräge an, wie weit die jeweilige Person im Ansehen gestiegen war? War es nur Männern erlaubt Entscheidungen zu treffen?

Eine Antwort auf diese Frage könnte auch ein Fund im Fußboden der Halle geben. Dort hatten die Herrschenden ein Grab angelegt, nur eines. In ihm fanden die Archäolog*innen ein weibliches Skelett mit einer Art Krone. Sie scheint mit nur 25 Jahren einer Lungenentzündung zum Opfer gefallen zu sein, wie der Knochenbefund suggeriert. Dass sie die einzige Tote war, die auf diese Art bestattet wurde, weißt auf ihre enorme Bedeutung für das Leben in El Argar hin. Sie war jedoch nicht die Erstbelegung des als Grab fungierenden Tongefäßes im Boden der Halle. Als man ihre Gebeine dort zur ewigen Ruhe bettete, befand sich bereits die Leiche eines Mannes darin. Er dürfte zehn bis fünfzehn Jahre zuvor verschieden sein, woran konnte bislang nicht geklärt werden.

Interessant jedoch ist, dass sich die Lage seiner Knochen veränderte. Anscheinend öffnete man das Grab und schob die verwesende Leiche des Mannes zur Seite, um Platz für die Verstorbene zu schaffen. Entsprechend durcheinander lagen die Knochen des Erstbestatteten. Welche Rolle die beiden Menschen zu Lebzeiten spielten, ist bis jetzt nicht geklärt worden. War sie eine Art Prinzessin und er ihr Vorgänger im Amt? Weshalb begrub man nur die beiden auf diese Weise? Bislang sind diese Fragen schwer zu klären. Doch legt die Exklusivität dieses Grabes die Interpretation nahe, dass auch Frauen in El Argar in gehobene Stellungen gelangen konnten.

Was man hingegen sehr genau nachvollziehen konnte, ist der enorme Luxus, in dem die Herrschenden El Argars lebten: In den Städten wurden Gebäude mit Grundrissen von bis zu

350 Quadratmetern entdeckt. In Vorratsbehältern waren der Nachwelt die Reste von Fleisch und Honig geblieben. Fleisch in Honigsauce – so beliebten El Argars Herrschende zu speisen.

Die Grundlage dieses Reichtums bildete neben der Bronze ein rigides Abgabensystem. In La Almoyola wurde ein riesiger Kornspeicher entdeckt und vor ihm Schalen, in denen offenkundig Getreide gemahlen wurde. Viele Skelette, die man Menschen aus der Klasse der Arbeiter*innen zuordnen muss, weisen enorme Deformationen auf, an Knien und Hand- oder Schultergelenken. Ihre Arbeit muss sehr schwer gewesen sein. Alles deutet darauf hin, dass sie bei ihrer Arbeit ungesunde Haltungen lange beibehalten mussten. Unter anderem mahlten sie das Getreide, welches Bäuerinnen und Bauern in die Stadt zu bringen hatten.

In einem durch den Prähistoriker Harald Meller vom Museum für Frühgeschichte in Halle geführten Interview erklärte Roberto Risch, der die Ausgrabungen der El-Argar-Kultur leitet, diese Speicher hätten die Rolle von »Getreidebanken« gespielt. Lediglich die Herrschenden El Argars dürften einen Überblick darüber gehabt haben, welche Mengen an Getreide in diese »Banken« hineingingen und welche wieder herauskamen. Der deutsch-spanische Archäologe Risch ist der festen Überzeugung, dass die Versorgung der Bevölkerung ausgehend von diesen »Banken« organisiert wurde. Voraussetzung hierfür war ein rigides Abgabensystem, welches wiederum die Existenz eines Staates mit einem obligatorischen Beamt*innenapparat zur Voraussetzung hatte. Da waren sie wieder, die Beamt*innen, die *»als Organe der Gesellschaft über der Gesellschaft«* stehen, wie es Engels ausgedrückt hatte. Die matrilineare Lebensweise macht es zudem wahrscheinlich, dass die Abgaben durch Männer geliefert wurden.

Gänzlich aus freien Stücken taten diese das jedoch nicht. Neben diesen Getreidebanken und den in ihnen gespeicherten Steuern, zeigt sich die Existenz eines Staates in El Argar auch in den ausgegrabenen Resten von Stabdolchen, wie Ro-

berto Risch im Gespräch mit dem Autor erklärt. Man kann sie sich wie einen Eispickel vorstellen: Ein Stab aus Holz trug einen Metallspitze. Dieses Gerät eignete sich nicht zur Jagd, wohl aber zum Töten von Menschen. Wahrscheinlich holte der Besitzer eines Stabdolches von oben aus und wenn der Angegriffene seine Hände über den Kopf streckte, um sich zu schützen, stach der Aggressor mit einem Messer zu.

Äußere Feinde waren bislang nicht feststellbar. Die Stabdolche und Messer richteten sich gegen die eigene Bevölkerung. Die Bewaffnung der Herrschenden entschied den Konflikt um den Mehrwert. Die Bäuerinnen und Bauern waren gezwungen Abgaben zu leisten. Und die Herrschenden in El Argar rüsteten auf. Bald schon wurden Bronzeschwerter verwendet.

Wie total der Durchgriff des Staates auf die Gesellschaft war, zeigt auch die Keramik in El Argar. Lediglich acht Formen sind bislang gefunden worden. Auf einem Gebiet von 33.000 Quadratkilometern gab es keinerlei regionale Variationen von einer anscheinend rigoros durchgesetzten Normierung oder Dekorationen. Lediglich Form sechs wurde etwa gegen 1.750 v. u. Z. durch Form sieben ersetzt, wie Risch erläutert. Der Wissenschaftler der Universität von Barcelona erkennt auch in der Keramik »den ideologischen Überbau« der Kultur von El Argar.

Jemand wachte mit Argusaugen darüber, dass es zu keinerlei Abweichungen kam. Der frühe Staat von El Argar muss eine unglaubliche Macht monopolisiert haben. Zugleich scheint sich das Leben der Gesellschaft an die Bahnen, in denen es verlief, gewöhnt zu haben. Risch bezog sich in erwähntem Interview auf Max Weber und erklärte, es sei Herrschaft, wenn man andere dazu bringe das zu tun, was man selbst will, ohne dass sie überhaupt bemerken, wie sehr sie den Willen der Herrschenden vollstrecken. Das sei in El Argar geschehen. Der Staat führte also nicht täglich einen Kampf um den Mehrwert, der Kampf war viel mehr entschieden.

Diese Macht ermöglichte es den Herrschenden El Argars, enorme Leistungen zu vollbringen. In La Bastida errichtete sie

den ersten Staudamm der Welt, um den virulenten Mangel an Wasser auszugleichen. Der Bedarf nach dem kühlen Nass war riesig. Nicht nur, um zu trinken und sich zu waschen. Auch die Verarbeitung der Bronze war ohne Wasser kaum möglich.

Über Generationen dürfte die Macht der Herrschenden in den Höhensiedlungen niemand angezweifelt haben. Nur, wo kamen diese Herrschenden inmitten einer Landschaft von egalitären Bauernsiedlungen plötzlich her? Waren sie aus dem Nahen Osten per Schiff eingewandert? Haben sie die Idee von Herrschaft, sozialer Schichtung und eines Staates von dort mitgebracht? Theorien hierzu gibt es mehrere, doch noch ist nichts wirklich sicher. Möglich wäre auch eine autochtone, also eine Entwicklung direkt vor Ort, hin zu einer Art des gesellschaftlichen Zusammenlebens, die auf Herrschaft und Unterordnung aufbaut.

Risch geht zumindest von einem Austausch unter den Herrschenden aus. Das »*Konzept der Beherrschung der eigenen Gruppe*« sei ein damals weithin neues Konzept gewesen und der entscheidende Umbruch, der zur Existenz einer »*herrschenden Klasse*« und zu »*Ausbeutung*« geführt habe. Vorher sei das »*nicht denkbar*« gewesen, erklärt Risch im Gespräch mit Meller.

Dann, um etwa 1.550 v. u. Z., sehr plötzlich geschieht etwas, was man nur als allgemeine, systemische Krise bezeichnen kann. Die Zahl der Kindergräber steigt sprunghaft an. Die Skelette der Beherrschten zeugen von Unterernährung. Die Menschen bleiben zwar in ihren ländlichen Siedlungen, aber sie vollziehen die Kultur El Argars nicht mehr. Bestattungen bleiben aus. In oben angeführtem Interview spricht Risch sogar von einem »*Umbruch auf ideologischer Ebene*«, ja sogar von »*einem sozialen Widerstand.*«

Wahrscheinlich warfen die Felder El Argars nicht mehr genug Nahrung ab. Der Boden war erschöpft. Der Grundwasserspiegel fiel, weil mehr und mehr Wälder abgeholzt wurden, um die Herstellung der Bronze zu ermöglichen. Um die miesen Ernten auszugleichen, dürften die Herrschenden in weite-

ren Rodungsmaßnahmen Zuflucht gesucht haben, die jedoch nur für kurze Zeit Erleichterung schafften. Bald schon trugen auch die neuen Felder weniger Früchte.

Die Herrschaft der Ausbeutenden hatte El Argar in eine systemische Krise ohne Ausweg geführt. Gerade die unteren Klassen litten unter dieser Entwicklung. Und die herrschenden Klasse konnte ihre Macht gesellschaftlich nicht länger legitimieren, indem sie den Beherrschten erklärte, sie habe auch deren Wohlergehen im Auge. Marx schreibt in der »Deutschen Ideologie«, eine Klasse könne solange ihre Macht sichern, wie sie ihr eigenes Interesse für das Interesse der Gesamtheit ausgeben könne, genau das gelang im Angesicht der allgemeinen Krise in El Argar den Herrschern in den Höhensiedlungen nun nicht mehr.

Damit wankte aber das gesamte gesellschaftliche Zusammenleben. Abgaben wurden geringer oder blieben gar aus. Die Konflikte zwischen den Herrschenden und den Beherrschten dürften ein unübersehbares Maß erreicht haben. Die *»Verschärfung der Not und des Elends der unterdrückten Klassen über das gewohnte Maß hinaus«,* wird der russische Revolutionsführer Wladimir Iljitsch Lenin 1915 während des Ersten Weltkriegs schreiben, wäre eines der *»Anzeichen einer revolutionären Situation.«*

Der Aufstand war unvermeidlich geworden. Dessen sichtbarstes Anzeichen waren riesige Brände in La Almoyola und anderen Höhensiedlungen. Von jetzt auf dann brannten die herrschaftlichen Häuser und Getreidespeicher. Sarkastisch vermerkte Leo Trotzki in seiner »Geschichte der Russischen Revolution«, Aufstände pflegten *»sich stets durch Unhöflichkeit auszuzeichnen; wohl deshalb, weil die herrschenden Klassen sich nicht rechtzeitig die Mühe gaben, das Volk an gute Manieren zu gewöhnen.«* Und mit *»guten Manieren«* dürfte es etwa 1.550 v. u. Z. einstweilen vorbei gewesen sein. Stattdessen wurden die Höhensiedlungen von einer revolutionären Schockwelle erfasst. Die Verheerungen waren so groß, dass die Siedlungen auf den Höhen schließlich aufgegeben wurden. Auch Murcia wurde

später nicht wieder bewohnt. Die prunkvollen Herrschenden von El Argar verschwanden plötzlich.

Aus der Sicht von Roberto Risch lässt all das nur den Schluss zu, dass sich die Menschen in El Argar gegen die Herrschenden erhoben haben müssen, wie er gegenüber dem Autor verdeutlicht.

Ein Angriff von außen scheidet aus. El Argar hatte an seinen Grenzen keine Feinde, von vergleichbarer Stärke, Zudem hat niemand das Gebiet übernommen. Ganz im Gegenteil. Erst die Ankunft der Phönizier und später der Truppen Roms brachten die Herrschaft wieder zurück. Schaut man nach El Argar, schaut man auf die Erhebung der Unterdrückten in einem Flächenstaat. So etwas scheint es vorher nirgendwo gegeben zu haben. Aufstände in Stadtstaaten oder isolierte Rebellionen gab es zwar, aber der Sturz der Unterdrücker*innen in einem riesigen Gebiet, das war etwas Neues.

Für Risch belegen die dramatischen Ereignisse zum Ende der Kultur von El Argar, dass *»der Pfad weg von der egalitären Gesellschaft kein ebener Weg«* gewesen sei.

Unsere Vorväter und -mütter haben die Etablierung von Herrschaft und sozialen Klassen nicht einfach so hingenommen. Sie haben sich sehr wohl gewehrt und sie errangen dabei sogar entscheidende Siege. In El Argar kehrte das Leben nach dem Sieg über die Herrschenden einstweilen in die eher egalitären Dorfgemeinschaften zurück.

Sieht man auf unsere Vorfahren zurück, dann sollte man nicht die Niederlagen im Auge haben, sondern die Jahrtausende, in denen sie egalitär, urkommunistisch miteinander lebten. Dieses Erbe ist unauslöschlich in archäologischen Funden nachweisbar.

Und ebenso unauslöschlich sind die Auswirkungen der Macht der Ausbeutenden beweisbar. Im Südosten des spanischen Staates dominieren seit El Argar baumlose Ebenen. Die politische, wirtschaftliche und ökologische Krise, in die die Herrschenden El Argar geführt hatten, sie wirkt selbst noch 5.500 Jahre später nach.

In einer Zeit, in der die Armut weltweit zunimmt und in der das Klima sich weiter erwärmt, muss das ein warnendes Beispiel sein. Ausbeutende interessieren sich vor allem für die Qualität des eigenen Lebens.

Franco übrigens, der faschistische Diktator Spaniens, hat die Ausgrabungen im Gebiet der El-Argar-Kultur nicht unbedingt bewusst behindert, wie Risch dem Autor gegenüber anmerkt. Vielmehr sei die gesamte Archäologie in den Jahren der Diktatur »*lächerlich*« gewesen. Die meisten begabten Wissenschaftler*innen mussten fliehen. An den Universitäten blieben jene, die eng mit dem Regime verzahnt waren, erklärt Risch. Auch Geld für Grabungen habe es kaum gegeben. Faschismus und die Suche nach historischen Wahrheiten vertragen sich eben nicht.

Kann man aus der Geschichte lernen?

Das fällt mitunter nicht gerade leicht. Je weiter Geschichte zurückliegt, desto schwerer scheint sie auf unsere Zeit anwendbar. Doch diese Ansicht wäre zu einfach. Auf der anderen Seite ist Geschichte keine Selbstbedienungstheke, an der man sich nach Belieben passende Einsichten aussuchen und mitnehmen kann. Was Geschichte lehrt ist immer Thema von Debatten und Kontroversen.

Kann man also aus der Geschichte des egalitären Zusammenlebens lernen? Mit absoluter Sicherheit, wenn man Bernhard Brosius fragt. Die Geschichte zeige, so seine Meinung, dass ein solches Zusammenleben möglich sei.

Und in der Tat ist das vielleicht eine der bedeutendsten Einsichten aus jenen weit zurückliegenden Zeiten: Das Leben in geschichteten Gesellschaften, in den arme und reiche Menschen existieren; die Kriege führen und große Teile der Bevölkerung mithilfe einer gut geölten Staatsmaschinerie unterdrücken liegt uns eben nicht im Blut. Über tausende Jahre hinweg haben wir ganz anders gelebt.

Doch war die egalitäre, die urkommunistische Geschichte der Menschheit nicht ein Irrweg? Immerhin sind diese Gesellschaftsformationen allesamt gescheitert. Mochten sie noch so lange existiert haben, irgendwann gingen sie unter. Beweist das nicht, dass der Mensch doch nach Hierarchien strebt? Will er nicht doch heimlich ein kleiner Herrscher sein? Ist mancher vielleicht gar froh, wenn ihm die da oben sagen wie er zu leben habe?

Betrachtet man einfach die chronologische Abfolge, könnte dieser Einwand sogar zutreffen. Die egalitären Gesellschaften wurden durch Gesellschaften, in denen Schichten existieren,

ersetzt. Ein Blick auf die gesellschaftlichen Realitäten beweist, dass wir nicht mehr als Gleiche zusammenleben. Heute passen diejenigen Menschen, denen die Hälfte der ungeheuren Reichtümer, die menschliche Arbeit erschaffen hat, gehören, in einen VW-Bus: Nur acht Menschen besitzen genauso viel wie der ärmere Teil der Weltbevölkerung. Bedenken wir, dass wir einmal als Gleiche starteten, ist das ein erschütternder Befund.

Und dennoch wäre es zu einfach, der Chronologie die Interpretation zu überlassen! Gewiss, die egalitären Gesellschaftsformationen sind allerorten durch solche der Ungleichheit ersetzt worden. Doch klammert diese Feststellung die Frage nach dem Warum aus.

Denkt man an Skara Brae auf den Orkney-Inseln oder an Mohenjo-Daro am Indus, dann zeigt sich, dass diese Gesellschaften sich irgendwann Herausforderungen zu stellen hatten, denen die Menschen mit den Mitteln ihrer Zeit nicht gewachsen waren. Ein natürlicher Damm, der verschwindet oder die Verlegung von Wasseradern stellten die Modelle von Gesellschaft auf eine Probe, die sie nicht bestehen konnten. Ähnlich erging es wahrscheinlich Majdanetske und Çatal Höyük.

Diese Gesellschaften wurden also nicht durch Habgier beseitigt, sondern weil sich der Mensch schlicht nicht in der Lage war mit den wissenschaftlichen und technischen Mitteln der damaligen Zeit die auftretenden Probleme zu lösen.

Jede Gesellschaft, hatte Leo Trotzki einmal bemerkt, sei im Grunde die Organisationsform der notwendigerweise zu erledigenden Arbeit. Nur was, wenn diese Arbeit plötzlich mehr abwirft, als man zu Überleben braucht? Wie geht man mit diesem Mehrwert um, wenn er zu gering ist, um ihn gleichmäßig auf alle zu verteilen? Was wenn die natürlichen Gegebenheiten plötzlich die Einen mit dem Zugang zu Rohstoffen wie Kupfer segnete, die anderen aber nicht? Plötzlich erschien Teilen nicht mehr unbedingt als sinnvollste Option.

Mit dem Einsetzen der Kupferzeit begann langsam aber sicher die gesellschaftliche Differenzierung. Würde das im menschlichen Wesen stecken, hätte dieser Prozess schon tausende Jahre zuvor einsetzen müssen.

Doch bleibt die Frage, ob wir uns nun in einer Sackgasse der Entwicklung befinden? Kommen wir aus dieser Falle jemals wieder heraus?

»*Sozialismus oder Untergang in Barbarei*«, hatte Rosa Luxemburg während der Novemberrevolution einmal verkündet. Und betrachtet man die dramatischen Auswirkungen der Herrschaft in El Argar, dann hat sie damit den Nagel auf den Kopf getroffen. Die Herrschenden hatten, allein durch die Existenz ihrer Klasse und die damit verbundenen allzu logischen Folgen, eine systemische Krise heraufbeschworen unter der alle Menschen in El Argar zu leiden hatten: Die Kindersterblichkeit wuchs, die Felder verdorrten, weil Wälder abgeholzt wurden, um Bronze zu gewinnen. Die katastrophalen Konsequenzen sind bis heute spürbar: Ein Blick in die weithin baumlosen Ebenen im Südosten des spanischen Staates reicht. Die Rodungen, die einst die herrschende Klasse El Argrars angeordnet haben dürfte, zeichnen bis heute die Landschaften jener Region. Im Angesicht von Klima- und Umweltkrise muss uns dieser Anblick aufschrecken lassen.

Nur beantwortet das nicht die Frage danach, ob wir dem Dilemma überhaupt entkommen. Selbst wenn wir annehmen, dass der Mensch »*im Grunde gut*« ist, wie es Bregmann formuliert hat. Selbst wenn wir annehmen, dass unsere egalitäre Geschichte zeigt, dass wir ohne Unterdrückung und Ausbeutung auskommen können, steht die Frage, ob wir jetzt noch aus dieser Sackgasse herauskommen?

Unter Umständen könnte sich das, was sich einmal als Fluch gezeigt hatte, nun als Segen erweisen: Irgendwann beim Übergang vom Neolithikum in die Eisenzeiten war der Mehrwert so groß, dass er zwar nicht allen zugutekommen konnte, es sich aber – vielleicht ja gerade deshalb – lohnte um ihn zu kämpfen. Inzwischen ist der gesellschaftlich ange-

häufte Mehrwert derart enorm, dass er gemeinsam verwaltet und eingesetzt werden kann. Die vom findigen menschlichen Geist erschaffene Technik würde es möglich machen die Debatte darüber, wofür man die Reichtümer einsetzen will, demokratisch zu führen. Wohlstand trifft Internet. Würde man den Besitz der reichsten Menschen der Welt gleich auf allen Erdenbürger*innen verteilen, würden alle Menschen etwa 77.000 Dollar besitzen, wie der »Global Wealth Report« der »Credit Suisse« ermittelt hat. Stattdessen müssen weltweit Millionen Menschen hungern, fliehen oder ohne Zugang zu sauberem Trinkwasser auskommen.

Die Ungleichverteilung des Reichtums, die irgendwann vor gut 7.000 Jahren einsetzte, hat inzwischen groteske Formen angenommen. Doch die Voraussetzung für diesen Reichtum ist die Produktivität unserer Gesellschaft. Wir könnten genug für alle produzieren und hätten zugleich alle genug für ein angenehmes Leben.

Dass dieses Zusammenleben denkbar und möglich ist, zeigt unsere Vergangenheit. Dass wir es uns leisten können, zeigt der Reichtum dieser Erde. Mit anderen Worten, und das ist die gute Nachricht, wir können dem ungleichen Leben, der Armut, dem Hunger und den Kriegen ein Ende setzen, wenn wir bereit sind die eine Frage zu stellen: Die Frage nach dem Eigentum.

Die egalitäre Geschichte der Menschheit zeigt auch, dass es eher dieses Leben ist, dass in uns steckt. Solidarität war ein evolutionärer Vorteil. Kooperation, ohne vordringlich nach dem eigenen Nutzen zu fragen, war sinnvoll. Und die Durchsetzung eines anderen Prinzips, dem Prinzip der Konkurrenz, der Unterdrückung und Unterordnung, des Prinzips von reich und arm, war alles andere als unumstritten.

Das mag die gute Nachricht sein. Doch die schlechte ist auf der anderen Seite der Medaille: Dieser Planet und unser aller Leben ist bedroht vom Prinzip der Konkurrenz und des Strebens einiger Weniger nach Reichtum und Macht. Es geht zu Lasten unserer natürlichen Umwelt, führt zu Kriegen und

Not. Die Alternative von »Sozialismus oder Untergang in Barbarei« ist eine drängende Menschheitsfrage geworden. Sie mag überlagert sein von der Erfahrung mit Gesellschaften, die sich sozialistisch nannten und doch nur die undemokratische Herrschaft einer kleinen Clique waren, abgesichert von angsteinflößenden Unterdrückungsapparaten.

Dass sich in den Gesellschaften Osteuropas kleine bürokratische Kasten absondern und unumstritten herrschen konnten, hatte etwas mit dem ökonomischen Entwicklungsstand des Landes zu tun, in dem diese Kaste erstmals siegte. In der UdSSR regierte der Mangel und damit, dass sich die herrschende Bürokratie gegen jede Kontrolle »von unten« immunisierte, sorgte sie für ein angenehmes Leben für sich und ihrer Familien, während die Mehrheit weiterhin im Mangel leben musste. Mit Sozialismus hatte das nur dem Namen nach zu tun.

Das Wissen darum, dass das Zusammenleben als Gleiche nicht einfach nur möglich ist, sondern uns über Jahrtausende ausgemacht hat, ist auch das Wissen darum, dass es eine Lösung für unser Dilemma, einen Ausweg aus der Sackgasse gibt. Kriege, Rassismus, Umweltzerstörung, Sexismus, Armut, vermeidbare Krankheiten – all das müssen wir nicht auf ewig ertragen, wenn wir bereit sind die Eigentumsformen, die unsere Gesellschaft ausmachen, infrage zu stellen.

Anhang

Zeitleiste

vor etwa 240 Millionen Jahren:
Entstehung von Dinosauriern und Säugetieren

vor 66 Millionen Jahren:
Aussterben aller nicht fliegenden Dinosaurier

vor etwa 17 Millionen Jahren:
Trennung der Entwicklungslinie in Affen, Menschenaffen (spätere Orang-Utans) und Großen Menschenaffen (spätere Gorillas, Schimpansen, Menschen)

vor etwa 8 Millionen Jahren:
Trennung der Entwicklungslinien der späteren Schimpansen und Menschen

vor etwa 4 bis 2 Millionen Jahren:
Existenz des Australopithecus, gehört zur Gattung der Menschenaffen, gilt als Vormensch

vor etwa 2,5 bis 1,9 Millionen Jahren:
Homo rudolfensis, erste bisher bekannte Art der Gattung Homo (erste bekannte Menschenform)

vor etwa 2,1 bis 1,5 Millionen Jahren:
Homo habilis, der befähigte Mensch, 1964 entdeckte

vor etwa 1,8 Millionen Jahren bis vor etwa 100.000 oder 50.000 Jahren:
Homo erectus, der aufrechtgehende Mensch, Homo erec-

tus ist der gemeinsame Vorfahr der Neandertaler*innen (Europa, Asien) und des Homo sapiens (Afrika), Menschen der Form Homo erectus besiedeln ausgehend von Afrika die gesamte Welt und leben als Jäger*innen und Sammler*innen (Wildbeuter*innen), sie verschwinden vor der Neolithischen Revolution

vor etwa 300.000 bis 30.000 Jahren:
Neadertaler*innen leben in Europa, Asien und dem heutigen Nahen Osten, sie entwickeln sich in Europa aus der Menschenform des Homo heidelbergensis, die wiederum eine Form des Homo erectus darstellt

vor etwa 300.000 Jahren:
Entstehung des Homo sapiens in Afrika, einzig verbliebene Menschenart, lebt nomadisch in wildbeuterischen Gesellschaften, breitet sich von Afrika ausgehend weltweit aus

um 10.000 v. u. Z.:
der Mensch wird sesshaft (»Neolithische Revolution«). Erstmals im Bereich des »Fruchtbaren Halbmondes« (heute: Israel/Palästina, Türkei, Libanon, Türkei, Teile des Irak und des Iran) nachgewiesene Lebensweise, Beginn des Neolithikums

7.500 – 5.700 v. u. Z.:
Existenz der Großsiedlung Çatal Höyük, egalitäre Lebensweise

etwa 5.700 – 5.000/4.900 v. u. Z.:
Bandkeramische Kultur in weiten Teilen Europas, egalitäre Lebensweise

5.500 – 2.200 v. u. Z.:
Beginn der Kupferzeit, auch Äneolithikum oder Chalkolithikum

4.600 – 4.200 v. u. Z.:
Varna, westliche Schwarzmeerküste, Patriarchat durchgesetzt

ab etwa 3.990 v. u. Z.:
Majdanetske (gehörte zur Tripolje-Kultur in der heutigen Ukraine), egalitäre Lebensweise

3.500 – 2.800 v. u. Z.:
Existenz von Uruk, Gesellschaft ist geschichtet, rigider Staat, Kriegsführung

3.100 – 2.500 v. u. Z.:
Skara Brae auf den Orkney-Inseln, egalitäre Lebensweise

etwa 2.200 v. u. Z.:
Beginn der Bronzezeit in Mitteleuropa (Ende etwa 800 v. u. Z., danach Eisenzeit)

2.500 – 1.800 v. u. Z.:
Mohenjo-Daro, gehört zur Indus-Kultur, wahrscheinlich egalitär

2.200 – 1550 v. u. Z.:
El Argar Kultur im Südosten des heutigen spanischen Staates, heirarchisierte Kultur, große Unterschiede zwischen arm und reich, Existenz eines rigiden Staates

900 v. u. Z.:
Beginn der römisch-griechischen Antike: Sklavenhaltergesellschaft

Liste der verwendeten Literatur und der Interviews/Gespräche

Monografien / Romane / Erinnerungen:

Balter, Michael: »The goddess and the bull«, New York, London, Toronto, Sydney: Free Press, 2005.

Bregmann, Rutger: »Im Grunde gut. Eine neue Geschichte der Menschheit«; Reinbek: Rowohlt, 2020.

Childe, Vere Gordon: »Der Mensch schafft sich selbst«, Dresden: VEB Verlag der Kunst, 1959.

Ders.: »Geschichte der Werkzeuge«, Wien: Tagblattbibliothek im Globus-Verlag, 1948.

Ders.: »Gesellschaft und Erkenntnis«, Frankfurt/Main, Berlin, Wien: Verlag Ullstein GmbH, 1974

Ders.: »Soziale Evolution«, Frankfurt/Main: Suhrkamp-Verlag, 1975.

Ders.: »Vorgeschichte der europäischen Kultur«, Hamburg: Rowohlt, 1960.

Condemi, Silvana; Savatier, Francois: »Der Neandertaler, unser Bruder. 300.000 Jahre Geschichte des Menschen«, München: Verlag C. H. Beck oHG, 2020.

Diamond, Jared: »Arm und Reich. Die Schicksale menschlicher Gesellschaften«, Frankfurt/Main: Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, 2000.

Dural, Sadrettin: »Protecting Catalhöyük. Memoir of an

archaeological site guard«, Walnut Creek: Left Coast Press Inc., 2007.

Eggert, Manfred K. H.: »Prähistorische Archäologie. Konzepte und Methoden«, Tübimgen, Basel: A. Francke Verlag, 2005.

Eildermann, Heinrich: »Urkommunismus und Urreligion. Geschichtsmaterialistisch beleuchtet«, Berlin: A. Seehof & Co. Verlag, 1921.

Engels; Friedrich: »Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates«; in: Marx, Karl; Engels, Friedrich: »Ausgewählte Werke in sechs Bänden. Band VI«, Berlin: Dietz Verlag, 1973.

Ders.: »Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft. Anti-Dühring«, in: Marx, Karl; Engels, Friedrich: »Ausgewählte Werke in sechs Bänden. Band V«, Berlin: Dietz Verlag, 1973.

Flannery, Kent; Marcus, Joyce: »The creation of inequality. How our prehistoric ancestorsset the stage for monarchy, slavery and empire«, Cambridge: Harvard University Press, 2014.

Golding, William: »Die Erben«, Frankfurt/Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1983.

Gowar, Mick; Harknett, Sarah-Jane: »The lost village of Skara Brae«, London: Harper Collins Publishers, 2012.

Haarmann, Harald: »Vergessene Kulturen der Weltgeschichte. 23 verlorene Pfade der Menschheit«, München: Verlag C. H. Beck oHG, 2019.
Helbling, Jürg (2014): »Jenseits von Eden«, https://www.spektrum.de/magazin/ethnologie-gewalt-und-krieg-bei-

wildbeutern/1307798 [Stand: 02.05.2021].

Hobbes, Thomas: »Leviathan«, Stuttgart: Reclam, 1970,

Jansen, Michael: »Die Indus-Zivilisation. Die Wiederentdeckung einer frühen Hochkultur«, Köln: DuMont Buchverlag, 1986.

Klotz, Heinrich: »Die Entdeckung von Çatal Höyük. Der archäologische Jahrhundertfund«, München: Verlag C. H. Beck, 1997.

Krause, Johannes: »Die Reise unserer Gene. Eine Geschichte über uns und unsere Vorfahren«, Berlin: Ullstein Buchverlage GmbH, 2019.

Kuczynski, Jürgen: »Vom Knüppel zur automatischen Fabrik. Eine Geschichte der menschlichen Gesellschaft«, Berlin: Der Kinderbuchverlag Berlin, 1960.

Lenin, Wladimir, Iljitsch: »Drei Quellen und drei Bestandteile des Marxismus«, https://www.marxists.org/deutsch/archiv/lenin/1913/03/quellen.htm [Stand: 06.06.2021].

Ders.: »Staat und Revolution. Die Lehre des Marxismus vom Staat und die Aufgaben des Proletariats in der Revolution«, https://www.marxists.org/deutsch/archiv/lenin/1917/staatrev/index.htm [Stand: 06.06.2021].

Lerner, Gerda: »The creation of patriarchy«; New York: Oxford University Press, 1986.

Luxemburg, Rosa: »Die Krise der Sozialdemokratie. Junius-Broschüre«, https://www.marxists.org/deutsch/archiv/luxemburg/1916/junius/ [Stand: 22.05.2021].

Marx, Karl: »Der Bürgerkrieg in Frankreich«, in: Marx, Karl; Engels, Friedrich: »Ausgewählte Werke in sechs Bänden. Band IV«, Berlin: Dietz Verlag, 1973.

Ders.: »Die deutsche Ideologie«, http://www.mlwerke.de/me/me03/me03_009.htm [Stand: 06.06.2021].

Marx, Karl; Engels, Friedrich: »Manifest der Kommunistischen Partei«, in: Marx, Karl; Engels, Friedrich: »Ausgewählte Werke in sechs Bänden. Band I«, Berlin: Dietz Verlag, 1973.

Morgan, Lewis H.: Die Urgesellschaft. Untersuchung über den Fortschritt der Menschheit aus der Wildheit durch die Barbarei zur Zivilisation«, Wien: Promedia Druck- und Verlagsgesellschaft mbH. 1987.

Müller-Beck, Hansjürgen: »Die Eiszeit. Naturgeschichte und Menschheitsgeschichte«, München: Verlag C. H. Beck oHG, 2005.

Newitz, Annalee: »Four lost cities. A secret history of the urban age«, New York: W. W. Norton & Company Inc., 2021.

Parzinger, Hermann: »Die Kinder des Prometheus. Eine Geschichte der Menschheit vor der Erfindung der Schrift«, München: Verlag C. H. Beck, 2014.

Pörtner, Rudolf: »Bevor die Römer kamen. Städte und Stätten deutscher Urgeschichte«, Bindlach: Gondrom Verlag GmbH & Co KG, 1993.
Rauter; Ernst Alexander: »Vom Faustkeil zur Fabrik. Warum die Werkzeuge die Menschen und die Menschen die Werkzeuge verändern«, Berlin: SAV. 2010.

Reichholf, Josef H.: »Warum die Menschen sesshaft wurden.

Das große Rätsel unserer Geschichte«, Frankfurt/Main: S. Fischer Verlag GmbH, 2008.

Rousseau, Jean-Jacques: »Gesellschaftsvertrag«, Stuttgart: Reclam, 2003.

Ders.: »Discourse on the Origin of Inequality Among Men«, https://en.wikisource.org/wiki/Discourse_on_the_Origin_of_Inequality_Among_Men [Stand: 06.06.2021].

Röder, Brigitte; Bollinger Schreyer, Sabine; Schreyer, Stefan: »Lebensweisen in der Steinzeit«, Baden: Hier und Jetzt, 2017.

Röder, Brigitte; Hummel, Juliane; Kunz, Brigitta: Göttinnendämmerung. Das Matriarchat aus archäologischer Sicht«, München: Droemersche Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf., 1996.

Sallaberger, Walther: »Das Gilgamesch-Epos. Mythos, Werk und Tradition«, München: Verlag C. H. Beck oHG, 2013.

Sarrazin, Thilo: »Deutschland schafft sich ab. Wie wir unser Land aufs Spiel setzen«, München: deutsche Verlags-Anstalt, 2010.

Schrenk, Friedemann; Müller, Stephanie: »Der Neandertaler«, München: Verlag C. H. Beck oHG, 2010.

Schaik, Carel von; Michel, Kai: »Die Wahrheit über Eva. Die Erfindung der Ungleichheit von Frauen und Männern«, Hamburg: Rowohlt Verlag 2020.

Schrenk, Friedemann: »Die Frühzeit des Menschen. Der Weg zum Homo sapiens«, München: Verlag C. H. Beck oHG, 2019.

Scott, James C.: »Die Mühlen der Zivilisation. Eine Tiefen-

geschichte der frühesten Staaten«, Berlin: Suhrkamp-Verlag, 2019.

Sklenar, Karel: »Ausflug in die Steinzeit«, Prag: Atria, 1985.

Sranton, Laird: »The mystery of Skara Brae. Neolithic Scotland and the origins of ancient egypt«, Rochester, Vermont: Inner Traditions, 2016.

Staničić, Sascha: »Anti-Sarrazin. Argumente gegen Rassismus, Islamfeindlichkeit und Kapitalismus«, Berlin: SAV, 2011.

Stephenson, James: »Traumgänger. Spurensuche bei den Hadza in Ostafrika«, München: Frederking & Thaler Verlag, 2001.

Thomas, Christine: »Es muss nicht bleiben wie es ist. Frauen und der Kampf für eine sozialistische Gesellschaft«, Berlin: SAV, 2012.

Trotzki, Leo: »Die Geschichte der Russischen Revolution. Erster Teil: Februarrevolution«, Frankfurt/Main: Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, 1982.

Ders.: »Die verratene Revolution«, Essen: Franz-Mehring-Verlag, 1999.

Artikel, Aufsätze, Sammelbandbeiträge, Tagungen:

Becker, Markus (2007): »Der erste Krieg der Menschheit«, https://www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/archaeologie-der-erste-krieg-der-menschheit-a-460283.html [Stand: 09.06.2021].
Bick, Almut (2004): »Deutschlands erste Bauern«, https://

www.wissenschaft.de/allgemein/deutschlands-erste-bauern/ [Stand: 05.05.2021].

Buckiewicz, Amanda (2020): »In the ancient Americas, female big-game hunters were common«, https://www.cbc.ca/radio/quirks/nov-14-covid-vaccine-immune-durability-wallabies-in-the-uk-ancient-female-hunters-and-more-1.5799632/in-the-ancient-americas-female-big-game-hunters-were-common-1.5799643 [Stand: 21.03.2021].

Brosius, Bernhard (2004): »Von Cayönü nach Catal Hüyük. Entstehung und Entfaltung einer egalitären Gesellschaft«, http://urkommunismus.de/catalhueyuek.pdf [Stand: 09.03.2021].

Eichler, Stephanie (2016): »Das spanische Troja«, in: »Bild der Wissenschaft« (4/2016), S. 60-65.

Engels, Friedrich: »Der Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen«, in: Marx, Karl; Engels, Friedrich: »Ausgewählte Werke in sechs Bänden. Band V«, Berlin: Dietz Verlag, 1973, S. 377-391.

Ess, Margarte von (2006): »Am Anfang war Uruk«, https://www.spektrum.de/magazin/am-anfang-war-uruk/836302 [Stand: 23.05.2021].

Ewe, Thorwald (2021): »Homo erectus. Der unfassbare Frühmensch«, in: »Spektrum Geschichte« (1/2021), S. 64-75.

Ferguson, R. Brian (2019): »Warum wir kämpfen«, in: »Spektrum Edition« (1/2019), S. 106-111.

Filter, Cornelia (1992): »Die Entstehung des Patriarchats«, https://www.emma.de/artikel/frauengeschichte-die-entstehung-des-patriarchats-266130 [Stand: 04.06.2021].

Frey, Christian (2015): »Gefoltert, erschlagen, in die Grube geworfen«, https://www.welt.de/geschichte/article145318008/Gefoltert-erschlagen-in-die-Grube-geworfen.html [Stand: 16.05.2021].

Fry, Douglas; Söderberg, Söderberg (2013): »Lethal Aggression in mobile forager bands and implications for the origins of war«, in: »Science« (341/2013), S. 270-272.

Hodder, Ian (2010): »Ein dekoriertes Haus in Çatal Höyük«, in: »Çatal Höyük Research Project, S. 2.

Husemann, Dirk (2017): »Der erste Krieg der Menschheit«, https://www.wissenschaft.de/geschichte-archaeologie/der-erste-krieg-der-menschheit/ [Stand: 07.06.2021].

Ders. (2020): »Die Silberfürsten vom Rand der Alten Welt«, https://www.spektrum.de/news/wer-waren-die-fruehen-fuersten-der-el-argar-kultur/1721948 [Stand: 28.05.2021].

Ders. (o. J.): »Tell Brak. Die älteste Stadt der Welt«, https://www.wissenschaft.de/geschichte-archaeologie/tell-brak-die-aelteste-stadt-der-welt/ [Stand: 22.05.2021].

Halim, M. A.: »Die Friedhöfe von Harappa«, in: UNESCO (Hrsg.): »Vergessene Städte am Indus. Frühe Kulturen in Pakistan vom 8. - 2. Jahrtausend v. Chr.«, Mainz: Verlag Philipp von Zabern, 1987, S. 206-214.

Holzhaider, Hans (2011): »Rituelle Massaker – oder Kannibalismus«, https://www.sueddeutsche.de/wissen/archaeologie-in-deutschland-rituelle-massaker-oder-kannibalismus-1.1104574 [Stand: 24.05.2021].

Jansen, Michael: »Mohenjo-Daro. Stadt am Indus«, in: UNESCO (Hrsg.): »Vergessene Städte am Indus. Frühe

Kulturen in Pakistan vom 8. - 2. Jahrtausend v. Chr.«, Mainz: Verlag Philipp von Zabern, 1987, S. 153-173.

Kadrow, Slawomir: »Kupferzeitliche Sozialstrukturen«, in: Hansen, S.; Müller, J. (Hrsg.): »Sozialarchäologische Perspektiven: Gesellschaftlicher Wandel 5000-1500 v. Chr. zwischen Atlantik und Kaukasus. Internationale Tagung 15.-18. Oktober 2007 in Kiel. Archäologie in Eurasien 24«, Mainz 2011, S. 107-121.

Kättlitz, Christian (2014): »Die weiße Revolution«, in: »Geschichte« (2/2014), S. 44-47.

Knauer, Roland (2020): »Funde in Peru zeugen von steinzeitlicher Großwildjägerin«, https://www.tagesspiegel.de/wissen/jaegerinnen-und-sammler-funde-in-peru-zeugen-von-steinzeitlicher-grosswildjaegerin/26591242.html [Stand: 17.03.2021].

Krauß, Raiko (o. J.): »Das kupferzeitliche Gräberfeld Varna I«, https://uni-tuebingen.de/fakultaeten/philosophische-fakultaet/fachbereiche/altertums-und-kunstwissenschaften/ur-und-fruehgeschichte-und-archaeologie-des-mittelalters/abteilungen/juengere-urgeschichte/forschungsprojekte/abgeschlossene-forschungsprojekte/varna/graeberfeld-von-varna/ [Stand: 06.06.2021].

Lobe, Adrian (2011): »Seit wann hat der Mensch Gefühle?«, https://www.tagblatt.ch/kultur/buch-buehne-kunst/seit-wann-hat-der-mensch-gefuhle-ld.2040619 [Stand: 06.06.2021].

Lull, Vincente; Rihute-Hertada, Cristina; Risch, Roberto; Bonora, Barbara; Celdran-Beltran, Eva; Fregeiro, Maria Ines; Molero, Claudia; Moreno, Adria; Oliart, Camila; Velasco-Felipe, Carlos; Andugar, Lourdes; Haak, Wolfgang; Villalba-

Mouco, Vanessa; Mico, Rafael (2021): »Emblems and spaces of power duringthe Argaric Bronze Age at La Almoyola, Murcia«, in: Antiquity, https://www.cambridge.org/core/journals/antiquity/article/emblems-and-spaces-of-power-during-the-argaric-bronze-age-at-la-almoloya-murcia/B27A-3C7AD23625DD39C6D4F2C3981C2F [Stand: 06.06.2021]

Metzger, Franz (2014): »Vom Jäger zum Bauern«, in: »Geschichte« (2/2014), S. 40-43.

Mitani, John C.; Watts, David P.; Amsler, Sylvia J. (2010): »Lethal integroup aggression leads to territorial expansion in wild chimpanzees«, in: ScienceDirect, https://www.sciencedirect.com/science/article/pii/S0960982210004598 [Stand: 04.06.2021].

Muche, Svenja (2019): »Die Muuter aller Schlachten«, in: »Geschichte« (1/2019), S. 42-46.

Müller, Johannes; Kirleis, Wiebke; Hofmann, Robert (2020): »Europas erste Metropolen«, in: »Spektrum Geschichte« (6/2020), S. 12-27.
Opitz, Manuel (2021): »Die Geburt der Stadt«, in: »PM History« (1/2021), S. 34-39.

Pfaffenzeller, Martin (2019): »Der Preis des Fortschritts«, in: »PM History« (7/2019), S. 30-35.

Podbregar, Nadja (2014): »Ein Reich des Friedens oder doch nicht?«, https://www.scinexx.de/dossierartikel/ein-reich-des-friedens/ [Stand: 09.06.2021].

Dies. (2018): »Indus-Kultur. Rätsel um ein verschwundenes Riesenreich«, https://www.scinexx.de/dossier/indus-kultur/ [Stand: 28.04.2021].

Dies. (2020): »Jagten Männer und Frauen einst gemeinsam?«, https://www.scinexx.de/news/geowissen/jagten-maenner-und-frauen-einst-gemeinsam/ [Stand: 18.03.2021].

Dies. (2013): »Höhlenmalerei mit weiblichem Touch«, https://www.wissenschaft.de/geschichte-archaeologie/hoehlenmalerei-mit-weiblichem-touch/[Stand: 04.04.2021].

Rauchhaupt, Ulf von (2016): »Der erste Staat des Westen«, https://www.faz.net/aktuell/wissen/archaeologie-altertum/el-argar-kultur-der-erste-staat-des-westens-14364412.html [Stand: 0703.2021].

Röder, Brigitte: »Jungsteinzeit: Frauenzeit? - Frauen in frühen bäuerlichen Gesellschaften Mitteleuropas«, in: Auffermann, Bärbel; Weniger, Gerd-Christian: »Frauen. Zeiten. Spuren«, Mettmann: Neanderthal-Museum, 1998, S. 241-269.

Scienxx (2014): »Steinzeit-Massaker am Turkana-See«, https://www.scinexx.de/news/geowissen/steinzeit-massaker-am-turkana-see/ [Stand: 18.05.2021].

Schubart, Hermanfrid; Pingel, Volker (1992): Eine bronzezeitliche Höhensiedlung in Andalusien«, in: »Archäologie in Deutschland« (4/1992), S. 10-13.

Seewald, Berthold (2020): »Um Frauen und Pferde entspann sich ein blutiges Gemetzel«, https://www.welt.de/geschichte/article222665066/Tollense-Schlacht-Blutiges-Gemetzel-um-Frauen-und-Pferde.html [Stand: 03.06.2021].

Spinney, Laura (2021): »Wie die Bauern Europa eroberten«, in: »Spektrum Geschichte« (1/2021), S. 12-31.

Strauch, Stefanie (2009): »Als die Jäger sesshaft wurden«, https://www.wissenschaft.de/geschichte-archaeologie/als-die-

jaeger-sesshaft-wurden/ [Stand: 12.05.2021].

Stührenberg, Michael (2017): »Die Stadt der Bürger«, in: »PM History« (3/2017), S. 42-49.

Thomas, Christine: »Friedrich Engels und die Befreiung der Frau«, https://solidaritaet.info/2015/03/friedrich-engels-und-die-befreiung-der-frau/ [Stand: 06.06.2021].

Wewetzer, Hartmut (2016): »Krieg in der Steinzeit«, https://www.tagesspiegel.de/wissen/krieg-in-der-steinzeit-ein-massaker-vor-10-000-jahren/12857506.html [Stand: 22.04.2021].

Zeeb-Lanz, Andrea (2020): »Herxheim – rituelles Zentrum der Bandkeramik mit Menschenopfern und hohem Zerstörungspotential«, https://www.archaeologie-online.de/artikel/2020/herxheim-ein-rituelles-zentrum-der-bandkeramik-mit-menschenopfern-und-hohem-zerstoerungspotential/ [Stand: 20.05.2021].

Zick, Michael (o. J.): »Uruk. Die Stadt des Gilgamesch«, https://www.wissenschaft.de/geschichte-archaeologie/uruk-die-stadt-des-gilgamesch/ [Stand: 02.06.2021].

Interviews / Gespräche:

Alle Interviews und Gesprächen wurden vom Autoren geführt. Die Interpretation des Gesagten und eventuelle fälschliche Wiedergaben liegen allein in seiner Verantwortung.

Brosius, Bernhard, urkommunismus.de, 12.03.2021.

Gronenborn, Detlef, Römisch-germanisches Zentralmuseum (RGZM) Mainz, 15.04.2021.

Hodder, Ian, Stanford University, 22.04.2021.

Koch, Julia Katharina, freiberufliche Wissenschaftlerin und Lektorin, 31.05.2021.

Müller, Johannes, Carl-Albrechts-Universität Kiel, 15.03.2021.

Neukirch, Peter, Georg-Palitzsch-Museum Dresden, 12.04.2021.

Noack, David, Rosa-Luxemburg-Stiftung, 06.05.2021.

Parzinger, Hermann, Stiftung Preußischer Kulturbesitz (SPK) Berlin, 13.04.2021.

Risch, Roberto, Universität Barcelona, 02.06.2021.

Tennie, Claudio, Universität Tübingen, 26.04.2021.

Westphalen, Thomas, Landesamt für Archäologie Sachsen, 12.04.2021.

Wunsch, Melanie, Neandertaler Museum Mettmann, 16.03.3021.

Ausgewählte Titel des Manifest Verlags

Karl Marx: Der Bürgerkrieg in Frankreich
ISBN 978-3-96156-058-5, 4,00 Euro

Karl Marx/Friedrich Engels: Das Manifest der Kommunistischen Partei
ISBN 978-3-96156-048-6, 5,90 Euro

Alexandra Kollontai: Die Situation der Frau in der gesellschaftlichen Entwicklung
ISBN 978-3-96156-105-6, 12,90 Euro

Friedrich Engels: Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates
ISBN 978-3-96156-097-4, 11,90 Euro

Friedrich Engels: Einführung in »Das Kapital« von Karl Marx
ISBN 978-3-96156-098-1, 9,90 Euro

Friedrich Engels: Die Lage der arbeitenden Klasse in England
ISBN 978-3-96156-104-9, 12,90 Euro

Friedrich Engels: Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft
ISBN 978-3-96156-028-8, 4,00 Euro

Wolfram Klein: Rosa Luxemburg. Ihre politischen Ideen.
ISBN 978-3-96156-089-9, 14,90 Euro

manifest.
bücher. um die welt zu ändern.
manifest-bücher.de manifest-verlag.de